

Abhandlungen





„Pflegedinge“ transdisziplinär betrachtet.

Über den Versuch einer objektzentrierten, empirisch fundierten Methodengengese¹

Anamaria Depner

Ein Ziel kulturwissenschaftlicher Forschung ist es, so nahe wie möglich an der Realität und Praxis des Alltäglichen zu bleiben und gleichzeitig die Wechselbeziehungen zwischen Diskursen und Praktiken, die jene Realitäten konstituieren, mit zu erfassen. Die Herausforderung, diesem Anspruch methodisch konsistent Folge zu leisten, gründet darin, gleichzeitig auch materielle Objekte hierbei einzubeziehen. Schließlich sind diese in Diskursen und Praktiken, im menschlichen Alltag überhaupt, allgegenwärtig. Die Ausgangsfrage dieses Beitrags lautet somit: Wie kann – von einem forschungspraktischen Standpunkt eines interdisziplinären Forschungssettings aus gefragt – ein methodischer Zugang beschaffen sein, der dem Zusammenspiel von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung trägt?

Situationsbeschreibung und Bestandsaufnahme

Dinge, als ontisches Faktum verstanden, sprengen durch die Wirkung ihrer Existenz disziplinäre Grenzen. Die intensive und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Objekten hat in den letzten Jahrzehnten daher

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des Forschungsprojekts »Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege« – kurz »Pflegedinge« (www.pflegederdinge.de). Das diesem Artikel zugrundeliegende Vorhaben wurde von Februar 2014 bis Ende Januar 2017 mit Mitteln des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1317A gefördert. Die Ergebnisse wurden publiziert in dem Sammelband: Lucia Artner, Isabel Atzl, Anamaria Depner, André Heitmann-Möller, Carolin Kollwe (Hg.): Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017. Die Verantwortung für den Inhalt der vorliegenden Veröffentlichung liegt bei der Autorin.

zu einer Annäherung und einem starken Austausch zwischen unterschiedlichen Disziplinen geführt: WissenschaftlerInnen aus den Bereichen Kulturanthropologie und Ethnologie, Soziologie, Archäologie und anderen historischen Wissenschaften, Materialwissenschaften, Philosophie, Psychologie und vielen mehr haben ebenso wie Fachleute aus den Bereichen Museum oder Pädagogik die Rolle der Dinge in der menschlichen Lebens- und Erfahrungswelt neu durchdacht. Entsprechend stehen unterschiedliche Ansätze und Zugänge für die Analyse von Mitwirkung,² Bedeutung,³ Agency,⁴ Eigensinn⁵ etc. von Objekten zur Verfügung. Damit verbunden ist auch ein breites Repertoire unterschiedlicher Methoden zur Sammlung und Auswertung von Daten, aus dem ObjektforscherInnen, dem pluralistischen Anspruch der Material Culture Studies entsprechend, jene wählen können, die in ihren Augen dem Forschungsgegenstand angemessen sind. Die sich an Fachgrenzen orientierenden eher traditionellen Methoden sind in den wenigsten Fällen dezidiert darauf abgestimmt, Objekte, schon gar nicht Objekte in ihrer Materialität, als datengenerierende Faktoren zu betrachten. Die unterschiedlichen in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen etablierten Zugänge wie zum Beispiel teilnehmende Beobachtung, diverse Interview- und Textanalyseformen, Verfahren der datenbasierten Theoriebildung stellen zwar mannigfaltige probate Mittel der Materialsammlung und -interpretation bei der Erforschung materieller Kultur zur Verfügung. Doch mit diesen methodischen Ansätzen, die alle dem

- 2 Vgl. Martin Waldenfels: Die Mitwirkung der Dinge in der Erfahrung. In: Hans-Peter Hahn: Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015, S. 57–79.
- 3 Vgl. Hans-Albrecht Hartman, Hans Albrecht, Rolf Haubl (Hg.): Von Dingen und Menschen. Funktionen und Bedeutung materieller Kultur. Wiesbaden 2000; Bernd Oeljeschläger: Dingbiographien in Lieblingsgegenständen. Ein Versuch zur Benennung von Dingbedeutungen. In: Hermann Heidrich (Hg.): Sachkulturforschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 86–93 und Daniel Miller: Der Trost der Dinge. Fünfzehn Porträts aus dem London von heute. Berlin 2010 (EA 2008).
- 4 Zum Beispiel Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a. M. 2008 (EA 1991).
- 5 Zum Beispiel Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2005; Ders. (Hg): Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen. Berlin 2015.

qualitativen Paradigma zugeordnet werden können – unter anderem Dichte Beschreibung nach Clifford Geertz 1983, ethnomethodologische Konversationsanalyse nach Harvey Sacks, Emanuel Schegloff und Gail Jefferson, Dokumentarische Methode nach Karl Mannheim, Grounded Theory Method (GTM) nach Barney G. Glaser und Anselm Strauss bzw. Anselm Strauss und John Corbin – sind zum Teil sich widersprechenden Prämissen und Erkenntnisinteressen verbunden. So geht es bei einer dichten Beschreibung beispielsweise darum, sich verstehend jenen Strukturen zu nähern, die das Beobachtete bedingt haben, während die GTM auf eine erklärende und möglichst allgemeingültige Theoriebildung abzielt. Bei der Auswertung, die in der Regel über Codierungsverfahren erfolgt, bestehen darüber hinaus zwischen den Methoden empfindliche Unterschiede bezüglich der Generierung der Codes, die je nachdem aus dem Text oder aus der Fragestellung heraus entwickelt werden. Die analysierten Texte schließlich, ob Beobachtungsprotokolle, Interviews, Gebrauchsanleitungen, bilden, auch wenn sie in unserem Fall alle auf Objekte Bezug nehmen, sehr unterschiedliche Realitäten ab. Die Angelegenheit wird noch komplexer, wenn wir uns bei objektzentrierter Forschung in der historischen Dimension bewegen.

Diese sehr reiche, aber auch diverse Landschaft an Zugängen soll nun aus der Perspektive eines objektzentrierten Forschungsprojektes beschrieben werden. Im Folgenden wird vom Versuch die Rede sein, ein analytisches Instrument zur Erfassung der Trias aus Dingen, Praktiken und Diskursen aus der interdisziplinären Forschungspraxis heraus zu entwickeln. Zunächst möchte ich einen kurzen Überblick über das Projekt „Pflegedinge“, also über den Rahmen der behandelten Thematik geben und die Fragestellung wie den theoretischen Horizont skizzieren. Forschungsstrategien und methodische Zugänge zur Materialsammlung sollen dabei am Beispiel des von mir bearbeiteten Teilprojektes „Diskrete Dinge: unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen“ aufgezeigt werden.⁶ Daran anschließend werde ich mich der interdisziplinären methodologischen Dimension dieses Projekts einer Objektforschung zuwenden und damit den Schwierigkeiten, Dinge, Diskurse und Praktiken in einem

6 Hierzu siehe auch Anamaria Depner: Diskrete Dinge: Unscheinbare, selbstverständliche und übersehene Objekte in der stationären Pflege dementiell erkrankter Menschen. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 205–237.

Zugriff zu erfassen. Abschließend möchte ich anhand eines Beispiels aus meiner eigenen Forschung auf eine Frage zu sprechen kommen, die sich mir, infolge dieser Methoden-Debatte, hinsichtlich des Praktiken-Konzeptes stellt: Wo ist das Praktiken-Konzept mit dem Objektkonzept der Material Culture Studies kompatibel – und wo nicht?

Das Forschungsprojekt „Pflegedinge“

Pflege und Care, ob aus historischer Perspektive oder in heutigen Settings, von den Dingen her zu untersuchen, war Ziel des interdisziplinär angelegten Grundlagenforschungsprojektes „Die Pflege der Dinge – Die Bedeutung von Objekten in Geschichte und gegenwärtiger Praxis der Pflege“ (kurz: Pflegedinge), das vom Februar 2014 bis Januar 2017 an vier Standorten in Deutschland durchgeführt wurde. Beteiligt waren das Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg, das Berliner Medizinhistorische Museum der Charité, das Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim und das Fachgebiet Pflegewissenschaft der Universität Osnabrück. Die disziplinäre Vielfalt im Projekt war nicht alleine auf die beteiligten Institutionen zurückzuführen, sondern auch auf die fachliche Ausrichtung der mitarbeitenden ForscherInnen, unter denen beispielsweise drei Ethnologinnen mit ganz unterschiedlichen Schwerpunkten zu finden waren oder KollegInnen, die eine Krankenpflegeausbildung absolviert hatten, bevor sie die akademische Laufbahn als Pflegewissenschaftler oder Historikerin und Ausstellungskuratorin einschlugen. Allen ging es darum, Dinge im Wechselspiel ihrer Nutzung in der pflegerischen Praxis und ihrer diskursiven Einbettung zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Pflegesettings zu erfassen und zu verstehen. Die Rolle der Dinge bei der Konstitution von Pflege sollte sowohl aus historischer als auch aus gegenwartsbezogener Perspektive analysiert werden. Der Einfluss unterschiedlicher diskursiver Wissensbestände bei der Gestaltung, Benutzung und Rollenzuweisung von Dingen in der Pflege sollte dabei miteinbezogen werden. Ziel war es, in Pflegekontexten Interaktionen und Beziehungen, in denen Menschen wie Dinge involviert sind, zu untersuchen.

Den theoretischen Rahmen bildeten dabei die bereits eingangs erwähnten Material Culture Studies, aber auch die damit verknüpften Science and Technology Studies und die Workplace Studies. In den Material Culture Studies werden Objekte als facettenreich und vieldeutig

konzipiert und die Materialität, die Stofflichkeit der Dinge wird stets im Blick behalten. Wird nach Bedeutung gefragt, so auch jenseits eines semiotischen Verständnisses, wie es beispielsweise für den Symbolischen Interaktionismus im Sinne eines Herbert Blumer in der Soziologie der Fall ist. Aber auch der Verlust und Wandel der Bedeutung(en) oder besser, der Rollen von Dingen ist Untersuchungsgegenstand der Material Culture Studies ebenso wie die menschliche Interaktion mit und die menschliche Beziehung zu den Dingen. Gerade in der deutschsprachigen Forschungsliteratur findet sich eine starke Hinwendung zu der Frage nach der Rolle der physischen Präsenz der Dinge für unsere Wahrnehmung und die Konstitution der uns umgebenden Dinge, aber auch für unsere Selbstwahrnehmung als leibkörperliche Wesen.⁷ Nicht zuletzt aufgrund ihrer stofflichen Beschaffenheit können Dinge Handlungen ermöglichen oder behindern und sind mit Menschen und anderen Dingen auf unterschiedlichen Ebenen verbunden. Autoren wie Andreas Kuntz,⁸ Martin Scharfe,⁹ Gudrun König¹⁰ oder Hans Peter Hahn¹¹ haben dies bereits mehrfach aufgezeigt. Der Historiker und Raumtheoretiker Karl Schlögel bringt es anschaulich auf den Punkt wenn er mit Blick auf 9/11 formuliert: „Wir sind durch alle kulturellen Vermittlungen hindurch daran erinnert worden, dass nicht alles Zeichen, Symbol, Simulacrum,

7 Hans Peter Hahn, Jens Soentgen: Acknowledging Substances. Looking at the Hidden Side of the Material World. In: Philosophy and Technology 24/1 (2010), S. 19–33; Waldenfels (wie Anm. 2) und Anamaria Depner: Dinge in Bewegung. Zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim (zugl. Diss. Univ. Frankfurt a. M. 2013). Bielefeld 2015.

8 Andreas Kuntz: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: Ethnologia Europaea 20 (1990), S. 61–80.

9 Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. 23). Wien 2009, S. 15–33.

10 Gudrun König: Zum Lebenslauf der Dinge. Autobiographisches Erinnern und materielle Kultur. In: Hermann Heidrich (Hg.): SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32). Bad Windsheim 2000, S. 72–85.

11 Hahn (wie Anm. 5).

Text ist, sondern Stoff, Materie, Baumaterial, von dem man erschlagen werden kann“.¹²

Bei den im Projekt untersuchten Objekten und Technologien handelte es sich beispielsweise um ein historisches Thermometer¹³, ein Pflegebett im hochspezialisierten Krankenhauskontext¹⁴, ein Toilettenstuhl, eingesetzt in Altenpflegeeinrichtungen¹⁵, zwei Sensoren-basierte Homecare-Systeme im Vergleich¹⁶ sowie um in der Pflege demenziell erkrankter Menschen eingesetzte Dinge wie die von mir untersuchten Gegenstände¹⁷. In der letztgenannten Studie ging es nicht darum, a priori als Pflegedinge definierte Objekte im Einsatz zu betrachten, sondern darum, vor dem Hintergrund ihrer Nutzung in genuin pflegerischen Situationen eben solche Pflegedinge zu entdecken und zu identifizieren. Dabei fielen Objekte auf, die sonst leicht übersehen oder gemeinhin als selbstverständlich und verfügbar angenommen werden. Dennoch – oder gerade deswegen – wirken sie an der Ausgestaltung von Pflege weitreichend mit. Ihre Alltäglichkeit und Unaufdringlichkeit, sowohl für den Betrachter als auch für die bei der Nutzung involvierten AkteurInnen, veranlasste mich, diese Objekte als *diskrete Dinge* zu bezeichnen. Solche Objekte mussten nicht notwendigerweise speziell für die Pflege intendiert sein, sondern es konnte sich dabei um ganz unterschiedliche Objektgruppen handeln: um Objekte, die in derselben Form auch jenseits der

12 Karl Schlögel: Kartenlesen, Augenarbeit. Über die Fälligkeit des spatial turn in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. In: Heinz Kittsteiner (Hg.): Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. München 2004, S. 262.

13 Dazu Isabel Atzl: Das materiale Erbe der Pflege. Historische Pflegedinge in Sammlungen und Museen und ihr Potential für die (pflege-)historische Forschung. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 51–84.

14 Dazu André Heitmann-Möller, Hartmut Remmers: Pflegebett und Agency. Eine Untersuchung aus der Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 133–162.

15 Dazu Lucia Artner, Daniela Böhringer: Die Veralltäglichung grenzwertiger Arbeit durch Pflegedinge. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, 169–198.

16 Dazu Carolin Kollwe: (In-)Aktivitäten des täglichen Lebens. Die Kategorisierung und Gestaltung des Alltags älterer und alter Menschen durch Technologien des *Ambient Assistent Living*. In: Lucia Artner u. a.: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 91–126.

17 Depner (wie Anm. 6)

Einrichtung Teil des alltäglichen Lebens sind, im Kontext betrachtet aber für Organisation und Herstellung von Pflege und die Umsetzung von Pflegeleitbildern als zentral identifiziert wurden: beispielsweise Teelöffel, Tassen – und auch der Kaffee darin. Andere Objekte, die ich als diskrete Dinge bezeichne, waren zwar speziell für die Nutzung in Pflegeheimen hergestellt worden, waren aber aufgrund ihrer Beschaffenheit und ihres Einsatzes unaufdringlich oder wenig sichtbar, so zum Beispiel Sturzmatten, die so unauffällig wie effektiv sind. Bei der Einführung und auch im Gebrauch konnten aber nach meinen Beobachtungen auch solche Dinge zuweilen den Ablauf von Pflegeaktivitäten empfindlich beeinträchtigen, wovon am Ende des Artikels noch die Rede sein wird. Weiter beobachtete ich selbstgefertigte und angepasste Objekte, die auf spezielle und individuelle Anforderungen antworteten und deren Implementierung in die Pflegepraxis als kreativer Lösungsansatz gesehen werden kann, so wie beispielsweise ein umfunktioniertes Handtuch, das als Kleidungsschutz dient. Hierfür wurde in das Stoffstück ein Loch geschnitten und versäumt, so dass es über den Kopf gezogen werden kann. Mit dieser letztgenannten Gruppe von Objekten, die auf spezielle Bedürfnisse der Gepflegten wie Pflegenden antworten, eng verbunden sind auch Objekte, die sich auf die Lebensgeschichte, Lebenswelt und die individuellen Vorlieben der Gepflegten beziehen. Diese bezeichne ich als *biographische Objekte* – bezugnehmend auf eine Veröffentlichung der Ethnologin Janet Hoskins¹⁸ und auf den in der Pflege zentralen Anspruch, den Austausch mit den Gepflegten durch Biographiearbeit¹⁹ zu rahmen bzw. biographiebezogen zu pflegen. Das konnten Gegenstände sein, die aus dem Besitz der gepflegten Person stammen; also ganz persönliche biographische Objekte, die mitunter auch eine individuelle symbolhafte Bedeutung für ihre Besitzer hatten. Das konnten aber auch allgemein biographische Objekte sein, die den Gepflegten aus ihrer (früheren) Lebenswelt und

18 Janet Hoskins: *Biographical Objects. How Things Tell the Stories of People's Lives*. London 1998.

19 Biographiearbeit ist ein wichtiges Instrument moderner Pflegemodelle, die einen hohen Wert auf die Individualität und Selbstbestimmungsmöglichkeiten der zu pflegenden Menschen legen. Im Gespräch mit Angehörigen, BetreuerInnen und der jeweiligen Person selbst werden umfassende Angaben über den je spezifischen Lebensweg, die prägenden Erfahrungen, Präferenzen und Besonderheiten zusammengetragen. Leitend ist der Gedanke, dass über diese Informationen ein tieferes Verständnis für den jeweiligen Menschen erreicht werden kann, was es wiederum ermöglicht, diesen seinen Bedürfnissen entsprechend und damit besser zu pflegen.

Alltagsumgebung bekannt waren.²⁰ Solche Objekte kamen also aus oder in Anlehnung an einen zuvor geführten Alltag in die Einrichtungen und wurden sowohl von Pflegenden als auch von Gepflegten mitgebracht. Ein Beispiel hierfür wäre der beobachtete Einsatz von Frottee-Waschhandschuhen bei der Körperwäsche, die im Gegensatz zu Einwegprodukten ein vertrautes Gefühl vermitteln konnten und für einige ältere Menschen auch Teil der gewohnten Waschpraktiken waren. Einige dieser Dinge wurden zuweilen nicht mehr in den Kontexten, in denen sie „normalerweise“ vorzufinden sind, eingesetzt – zumindest nicht mit dem üblichen Zweck bzw. Ergebnis, waren aber für die Herstellung von individueller Normalität für die Gepflegten maßgeblich, so zum Beispiel ein Strohbesen, mit dem eine an Demenz erkrankte Frau einer Praktik, die Teil ihres früheren Alltags war, nachgehen konnte, ohne dass diese effektiv ausgeführt oder notwendig gewesen wäre. Für die Person selbst war das Fegen mit dem Besen aber eine Möglichkeit, sich zu betätigen und sich sinnvoll einzubringen. Für ihre Pflege in der Einrichtung hatte das unter anderem die Auswirkung, dass sie seltener als unruhig wahrgenommen wurde und damit auch seltener Sedativa bekam.

Auf der Suche nach einem gemeinsamen objektzentrierten Zugang

Pflegedinge – Operationen des Definierens

Nach dem Verständnis der Projektgruppe ist die Kategorie *Pflegedinge* prinzipiell offen und nicht normativ, sondern kontextuell zu bestimmen. Pflegedinge sind Dinge aus pflegerischen Aktionsfeldern in einem bestimmten Zeithorizont. Der historische Rahmen und das Setting sind ebenso maßgebend dafür, ob sich ein Gegenstand als Pflegeding bezeichnen lässt, wie die Handlungen, in denen er involviert ist oder die Personen, die dabei eingebunden sind und werden. Ebenfalls können die Absichten der Nutzung, die zugrundeliegenden Wissensbestände und nicht zuletzt kontextuelle Bilder und Konstruktionen von beispielsweise Arbeit, Krankheit oder Geschlechterrollen hierfür relevant sein. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Tätigkeiten, die heute dezidiert in den Aufgabenbereich von professionell Pflegenden gehören, wie das Fiebermessen mit einem Thermometer, waren vor gut hundert Jahren noch in

20 Depner (wie Anm. 6).

ärztlicher Hand, das Thermometer in dieser Zeit also auch kein *Pflegeding*, die Beobachtung des Gepflegten und seines Zustandes aber gehörte auch da zur pflegerischen Tätigkeit und stellte damit Pflege dar.²¹ Entsprechend gehen wir von einem weiten und flexiblen Pflegebegriff aus, der weit mehr umfasst als professionalisierte Tätigkeiten bzw. die Tätigkeit professionell Pflegender: „Pflegedinge sind materiale Gegenstände, die sowohl historisch als auch gegenwärtig in sozialen Konstellationen und Konstruktionen von Pflege und care vorkommen.“²²

Aus methodologischer Sicht waren wir uns von Anfang an einig, dass durch einen explorativen und induktiven Zugang der Blick auf die Rolle von Dingen bei der Herstellung von Pflege sowie auf die Bedeutung(en) dieser Gegenstände für Pflegende, Gepflegte und ihr soziales Umfeld erweitert werden sollte. Um das zu erreichen, verständigten sich Lucia Artner, Isabel Atzl, André Heitmann-Möller, Karolin Kollwe und ich uns auf ein exploratives Jahr zur Orientierung und offenen Materialsammlung. Dabei zeigte sich, dass es nicht zielführend ist, die Methoden zur Datenerhebung zu vereinheitlichen, sondern dass erst ein pluralistisches Vorgehen ein umfassenderes Bild des Untersuchungsfeldes ermöglicht.

Wie die anderen ForscherInnen im Projekt hatte ich zunächst ein Forschungssetting für meine Studie ausgewählt, das als relevant und vielversprechend im Sinne der Fragestellung angesehen werden konnte und zu meinen Vorarbeiten passte: die stationäre demenzspezialisierte Pflege. Als zweiten Schritt entwickelte ich für die Orientierungserhebung ein Forschungsdesign, das mir mit Hilfe von Methodentriangulation erlaubte, dieses Feld in seiner Vielfalt kennen- und einschätzen zu lernen. Ich orientierte mich dabei an den klassischen empirischen Methoden kulturanthropologischer Fragestellungen: teilnehmende Beobachtung und qualitative Interviewmethoden wie freie und leitfadengestützte Expertengespräche. Hinzu kam eine Vielzahl in situ aufgenommener Fotoaufnahmen von Dingen, Dingensembles, Settings und Handlungen, mit Hilfe derer das Gesehene dokumentiert wurde. Diese Fotonotizen dienten mir einerseits als visuelle Gedächtnisstütze für die Erstellung der dichten Beschreibung, andererseits als Grundlage für genaue Bildanalysen zum tieferen Verständnis der Situation und dem genaueren Erfassen

21 Atzl (wie Anm. 13), S. 70 ff.

22 Carolin Kollwe u. a.: Pflegedinge – Materialitäten in Pflege und Care. Theoretischer Rahmen und interdisziplinärer Ansatz. In: Lucia Artner: Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld 2017, S. 15–44.

der Objekte und ihrer Kontexte. Entsprechend der GTM wechselten sich im Forschungsprozess Phasen der Erhebungen, der Theoriebildung und der Auseinandersetzung mit einschlägigen wissenschaftlichen Publikationen ab. Das im Feld gesammelte und generierte Datenmaterial setzt sich zusammen aus Texten über Dinge aus der Perspektive der Forscherin, Texten über Dinge aus der Perspektive der Befragten und aus fotografischen Abbildungen von Dingen, erfasst wiederum von der Forscherin.

Auch in den Teilstudien der anderen KollegInnen wurden zunächst unterschiedliche methodische Ansätze gewählt und ein an die GTM angelehntes Vorgehen verfolgt. In einem offenen Dialog innerhalb gemeinsamer Treffen präsentierten und diskutierten wir unser erhobenes Material, gelesene Texte und anderweitig erworbenes Wissen und auch die ersten noch sehr tastend formulierten Theorien. Dieser Austausch hatte zum einen zur Folge, dass wir die Arbeit im Projekt nicht nur als inter- sondern zunehmend als transdisziplinär zu begreifen begannen, dass sowohl vermehrt Wissen aus der Praxis unseren wissenschaftlichen Diskurs speiste als auch, dass dieser Diskurs zunehmend geprägt war von dem Wunsch, möglichst alle disziplinspezifischen Perspektiven zu integrieren und einen gemeinsamen und für alle geltenden interpretativen Zugang zu den unterschiedlichen Arten an Datenmaterial zu finden. Dies sahen wir als Desiderat vornehmlich, weil wir alle den gleichen Untersuchungsgegenstand – die Dinge – teilten und, wie uns deutlich wurde, objektzentrierte Forschung immer auch als Forschung jenseits disziplinärer Grenzen zu sehen ist. Dinge in ihren Rollen, Funktionen und Bedeutungen zu untersuchen und dabei ihrer Materialität Rechnung zu tragen, führen unterschiedliche Disziplinen zusammen, vereint sie und überwindet damit ihre diskursiven Grenzziehungen, weil Materialität als Teil der Welt unabhängig davon existiert, wie (oder ob) theoretische Diskurse sie erfassen und einordnen. Forschungsfragen, die materielle Objekte in den Mittelpunkt rücken, haben aufgrund ihres Untersuchungsgegenstandes so gesehen immer auch einen postdisziplinären Charakter.

Die Methodendebatte sensibilisierte damit auch für den Zusammenhang von Dingen, Diskursen und Praktiken. Aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive ist davon auszugehen, dass auch in der Pflege Objekte in ihrer Nutzung in engem Zusammenhang mit allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen von Körperlichkeit, Alter, Krankheit/Gesundheit, Gender und anderen Faktoren stehen. Parallel zur Recherche historischer Objekte in Sammlungen und ersten

Orientierungserhebungen in Krankenhäusern, Privathaushalten und in meinem Fall in Altenpflegeeinrichtungen, setzten wir uns deshalb intensiv mit den Inhalten aktueller und älterer Pflegelehrbücher, mit Pflege-theorien und deren Genese sowie mit aktuellen pflegebezogenen Diskursen auseinander. Zu letztgenannten sind politische und politiknahe, öffentliche und gesamtgesellschaftliche Diskurse ebenso zu rechnen wie die aus-handelnden und wissensbildenden Kommunikationsakte Gepflegter und Pflegenden – wobei hier natürlich zwischen diversen pflegenden Gruppen zu unterscheiden ist. So habe ich beispielsweise unter anderem einschlägige Internetforen verfolgt, in denen sich professionelle Pflegekräfte über ihre tägliche Arbeit austauschen. Ebenso habe ich neuere Ausgaben von Fachzeitschriften wie *Der Pfleger. Die Schwester*, einem offiziellen Organ des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe, das an PraktikerInnen adressiert ist, nach für meine spezielle Fragestellung relevanten Artikeln durchsucht. Ziel war dabei nicht die lückenlose Dokumentation unterschiedlicher diskursiver Stränge, sondern ein schärferes und umfassenderes Bild des Objektbezuges in der Pflege.

Doing Carework – Diskussion möglicher Ansätze

Um besser herausarbeiten zu können, wie sich diese Wissensbestände und Diskussionen auf die pflegerischen Praktiken auswirken, zogen wir Texte von Autoren wie Andreas Reckwitz, Matthias Wieser und Karl Hörning zu Rate.²³ Die viele Disziplinen umfassende praxeologische Debatte um durch Praktiken konstituierte und reproduzierte Logiken in unterschiedlichen sozialen Bereichen, priorisiert das implizite Wissen agierender Subjekte und denkt dezidiert Dinge und ihre Materialität mit. So schreibt Reckwitz, „dass Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ‚Dingen‘, ‚Objekten‘ bedeuten, was beides jedoch weder im Sinne des Behaviorismus noch eines Technizismus zu verstehen ist.“²⁴ Dabei, so Reckwitz weiter, sei „Routinisiertheit und ‚Traditionalität‘

23 Eine nach wie vor hilfreiche Zusammenstellung findet sich in dem Sammelband von Karl H. Hörning, Karl H., Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004.

24 Andreas Reckwitz: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4 (2003), S. 290.

sozialer Praktiken [...] nur die eine Seite der sozialen Welt; die Praxistheorie betont gleichzeitig, dass die Logik der Praxis nicht aus der Wiederholung von Routinen besteht, sondern dass sich hier auch immer wieder eine interpretative und methodische Unbestimmtheit, Ungewissheit und Agonalität ergibt, die kontextspezifische Umdeutungen von Praktiken erfordert und eine ‚Anwendung‘ erzwingt und ermöglicht, die in ihrer partiellen Innovativität mehr als reine Reproduktion darstellt.“²⁵ Laut Reckwitz ist der Status der Artefakte ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der unterschiedlichen praxeologischen Strömungen.²⁶

Wieser, der sich differenziert mit den posthumanistischen Ansätzen von Bruno Latour und den eher „schwachen Artefakten“²⁷ in beispielsweise der Praxeologie nach Hörning auseinandergesetzt hat, schreibt: „Während bei Bruno Latour den Dingen selbst Handlungspotential zugeschrieben wird, haben sie in der kulturtheoretischen Perspektive von Karl H. Hörning ‚lediglich‘ Irritations- und Herausforderungspotential.“²⁸ Nach Wieser betrachtet Latour stets Hybride und ihre soziale Wirkungsweise. Menschen und Dinge sind in ihrer Wirkung dabei untrennbar verbunden und gleichberechtigt. Viele praxeologische Ansätze, so wie der von Hörning, folgen dem Konzept einer Symmetrie, wie sie die Actor Network Theory (ANT) postuliert, nicht vollumfänglich. Wieser spricht hier von „Theorien sozialer Praktiken“²⁹ im Unterschied zu Praxistheorien (zu denen er auch die ANT zählt). Solche Theorien sozialer Praktiken betrachten nicht die „Praxis der Dinge“³⁰ sondern vielmehr die „Dinge der Praxis“³¹ wenn sie sich den Objekten zuwenden, also eher den Umgang mit und den Gebrauch von Dingen. Sie erfassen Objekte weniger als Konstituenten des Sozialen, als vielmehr deren gesellschaftliche Einbettung.

In unserer Forschungsgruppe bestand zwar durchaus Konsens hinsichtlich der Relevanz und gegenseitigen Bedingtheit von Diskursen,

25 Ebd., S. 294.

26 Ebd., S. 298.

27 Ebd.

28 Matthias Wieser: Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten. In: Karl M. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 92–197, hier S. 96 f.

29 Ebd. S. 103.

30 Ebd. S. 94.

31 Ebd. S. 96.

Dingen und Praktiken, allerdings konnte keine Einigung erzielt werden, wie weit wir welchen Ansätzen folgen wollen. Aus einer objektzentrierten Perspektive sind beide Zugänge hilfreich und zugleich kritisch zu bewerten: Ein Problem bei Latours Zugang zu den Dingen stellt die Tatsache dar, dass in den Ansätzen der ANT die Dinge abseits des Sozialen gar nicht zum Tragen kommen und in der Regel nur funktionierende Assoziationen, keine Devianzen betrachtet werden. Es wird die bereits etablierte gegenseitige Abhängigkeit und Untrennbarkeit von Objekten und Subjekten betrachtet, nicht deren Entstehung. In anderen praxeologischen Ansätzen wird der Prozess des Ausbildens von Praktiken in Abhängigkeit von den materialen Möglichkeiten der Dinge verstanden; sie setzen damit an einem früheren Punkt mit der Beschreibung an und lassen Raum für Irritationen und Neuerungen. Doch die Begegnung mit den Dingen interessiert in der Folge eher als Teil von übergreifenden, regelhaft ablaufenden Praktiken, deren Auswirkungen dann auf gesellschaftlicher Ebene eingeordnet und betrachtet werden. Für die situative, individuelle und womöglich auch herausfordernde Begegnung mit der physischen Präsenz der Dinge und ihre Folgen bleibt wenig Aufmerksamkeit. In letzter Konsequenz entmaterialisiert eine solche Perspektive die Wirkung der Dinge und fokussiert bei der Betrachtung ihrer Handhabung zu sehr auf das Ergebnis dieses Handelns in der Formierung sozialer Ordnungen durch die Dinge. Das kann bei Hörning besonders deutlich nachgezeichnet werden: Dinge wären somit Instrumente und nicht gleich zu gewichtende Faktoren im Zusammenspiel von Diskursen und Praktiken.

Besonders problematisch ist aber, dass beide Ansätze eine klare methodische Anleitung vermissen lassen, zwar durchaus als disziplinumfassende Forschungsmethode fungieren können, aber nicht entsprechende disziplinunabhängige Datensammlungs- und Auswertungstools zur Verfügung stellen. Die eingangs erwähnten gängigen Ansätze zur Datenauswertung wie etwa ethnomethodologische Konversationsanalyse und Dokumentarische Methode legen einen starken Fokus auf die Interpretation von Bedeutungszuweisungen in einem semiotischen Sinn und sehen kulturelle Objektivationen wie Handlungen, Aussagen und Dinge als Symbole und Kommunikationsmöglichkeiten an. Zweifels- ohne ist das eine Fragestellung, die zu Recht an die Dinge herangetragen werden kann. Dinge sind aber noch viel mehr als potentielle Bedeutungsträger und funktionieren grundsätzlich anders als Sprache. Des Weiteren muss man sich darüber bewusst werden, dass die Analyse von Texten

über Dinge – egal welchen Ursprungs – immer nur Aussagen bezüglich des Sprechens über Dinge generieren kann, nicht aber Aussagen über die Dinge selbst.

Tools der Auswertung – Erprobung und Weiterentwicklung

Wir konstatierten also den Bedarf an einem holistischen methodologisch konsistenten Untersuchungs- und Auswertungsverfahren hinsichtlich von Dingen in unterschiedlichen Settings. Die Dinge, so unser Anspruch, sollen dabei im Zentrum der Analyse stehen; sie müssen Ausgangs- und Zielpunkt sein und dürfen zu keinem Zeitpunkt der Auswertung aus den Augen verloren werden.

Versuche, ein solches Arbeitsmodell in neueren Veröffentlichungen zu finden, führten rasch zur Grounded Theory Method (GTM) nach Anselm Strauss³², mit der bereits von einigen ProjektmitarbeiterInnen in früheren Forschungsarbeiten Erfahrungen gesammelt worden waren. Die GTM ist wegen ihres iterativen Vorgehens bezüglich Datensammlung und -interpretation als Ansatz für objektbezogene Fragestellungen durchaus sinnvoll. Doch sind deren mehrstufige Kodierungsverfahren vor allem auf Interviewtranskripte oder auf aus dem Forschungssetting stammende Texte zugeschnitten und bei Texten wie Beobachtungsprotokollen oder dichten Beschreibungen, die von der ForscherIn selbst verfasst wurden, weitaus weniger geeignet, ein tieferes Verständnis der analysierten Phänomene und Kontexte zu ermöglichen. Im letztgenannten Fall besteht noch deutlicher als bei anderen Materialien die Gefahr, dass die Codes an manchen Stellen mehr Auskunft über den Blick des Beobachtenden als über das Forschungsfeld Auskunft geben. Zudem hatten wir auch Datenmaterial in Form von Bildern oder musealen Objekten, die mit der GTM nicht zur Gänze erfasst und ausgewertet werden können, auch wenn die in der GTM vorgesehenen Memos sich auch in unserem Forschungskontext als nützlich erwiesen.

32 Dazu Franz Breuer: *Reflexive Grounded Theorie. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden 2009.

Adele Clarke³³ stellt mit ihrer Form einer Diskursanalyse, ANT und GTM verknüpfenden Situationsanalyse eine Kartierungs- und Auswertungsmethode zur Verfügung, die es erlaubt, auch sehr disparates Datenmaterial zusammenzuführen. Damit konnten die vielseitigen Zusammenhänge und Bezüge in unserem Material besser veranschaulicht werden; hier wurden in einer recht freien Darstellungsform menschliche, nichtmenschliche, diskursive sowie handlungsbezogene Elemente zusammengetragen und so die Beziehungen zwischen diesen für die Analyse sichtbar gemacht. Nach einer intensiven Auseinandersetzung mit diesem Arbeitsmodell und mehreren Tests befanden wir diese Methode als sehr hilfreich, um das Material zu sortieren, aber nicht ausreichend, um unserem objektzentrierten Anspruch zu genügen. Clarkes Situationsanalyse zielt auf die Ebene der Organisation ab, das heißt auf die Meso-Ebene. Der Fokus liegt auf dem Handeln in Situationen, auf Praktiken, auf Organisationen sowie auf Gegenständen. Man kann damit die Daten ordnen und Zusammenhänge gut herausarbeiten, doch die Objekte selbst geraten viel zu schnell in den Hintergrund. Sie finden sich zwar in den Kartierungen wieder, doch ihre physische Präsenz, ihre Mitwirkung an dem durch sie vorgegebenen Handlungsrahmen, die Logik ihrer Nutzung und Relevanz wird nicht detailliert genug erfasst.

Wir hatten die Vorstellung, im Team ein Auswertungsinstrument zu generieren, das – basierend auf dem zusammengetragenen Material der explorativen Phase – einen objektzentrierten Zugang zu den weiteren erhobenen Daten ermöglicht. Idealerweise sollte dieser Zugang für alle ProjektmitarbeiterInnen anwendbar sein. Das Verfahren sollte zur Verknüpfung einzelner Diskurse miteinander, mit Dingen und mit Praktiken dienen und Interdependenzen an Schnittstellen sichtbar machen. So entwickelten wir eine Liste von Themenfeldern, die sich für alle Forschenden als relevant erwiesen hatten. Aufgrund der Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Objekten der Pflege, den Beobachtungen, Interviews und Lektüren sowie des systematischen Austauschs untereinander arbeiteten wir jene Themen und Begriffe heraus, auf die wir bei der Betrachtung unseres Materials immer wieder gestoßen waren: *Nähe, Sicherheit, Selbstständigkeit, Wissen* oder *Standardisierung*. Dies waren

33 Adele E. Clarke: Situational Analyses: Grounded Theory Mapping after the Postmodern Turn. In: Symbolic Interaction 26/4 (2003), S. 553–576 und dies.: Situational Analysis: Grounded Theory after the postmodern Turn. Thousand Oaks, California u. a. 2005.

Themen, die in den einzelnen Aushandlungsforen der verschiedenen pflegebezogenen Diskurse immer wieder aufgetaucht waren. In all jenen Tätigkeiten und Praktiken, die wir unserem Material zufolge als pflegerische Aktionsfelder in einem spezifischen Zeithorizont identifiziert hatten, waren diese Themenfelder ebenfalls zu finden. Die Objekte, die wir in der Feldforschung und den musealen Sammlungen als relevant identifiziert hatten, ordneten wir diesen Praktiken zu, die Liste blieb offen. Mit den gemeinsam extrapolierten Aspekten konnten wir also die Ebene der Diskurse und jene der Praktiken abdecken.

Nachdem wir festgestellt hatten, dass mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen, mit unterschiedlichen Erhebungsmethoden, in unterschiedlichen Pflegesettings über einen Untersuchungszeitraum von etlichen Jahrzehnten durchaus belastbare inhaltliche Grundlinien aus dem Material zu extrahieren waren, schlossen wir eine neuerliche Phase der Feldforschung an. Ziel war es schließlich, aus der Bewegung zwischen Praktiken und Diskursen rund um die Dinge einen analytischen Zugang zum gesamten bisher vorhandenen Material wie auch zu neuen empirischen Daten zu entwickeln. Doch bei der Erprobung unseres kategorialen Rasters, also bei der Auswertung des neuen Materials, stellte sich das Konzept zum einen als begrifflich zu wenig ausdifferenziert, zum anderen als zu starr und sperrig heraus. Die Praktiken erschienen damit als diskursiv vorgegeben, die Dinge waren versteckt und zu bloßen Instrumenten der Praktiken und Diskurse degradiert.

Auch beschäftigte uns zunehmend die Frage der Erfassbarkeit von vergangenen, historischen, aber auch zeitgenössischen Praktiken: Welche Aussagen kann man über Praktiken treffen, die man nicht beobachten kann? Können historisch Forschende aber auch jene, die als Zugriff auf aktuelle Phänomene Interviews und nicht Beobachtungen wählen, überhaupt den Anspruch erheben, Praktiken zu analysieren? Und: Wie können wir uns bei einer teilnehmenden Beobachtung sicher sein, dass wir wissen, welche Praktik wir beobachten? Am Beispiel wird die Brisanz dieser Frage deutlich: Während ein an Demenz erkrankter Bewohner im Bett gewaschen und rasiert wurde, lag stets die Hand der Pflegekraft auf dessen Hüfte auf, wenn sie nach den Utensilien auf dem Nachtkästchen griff. Ich hatte angenommen, die Praktik des Sicherns beobachtet zu haben, bis mir die Pflegerin, nachdem wir ein tiefergehendes Vertrauensverhältnis entwickelt hatten, offenbarte, dass ich eigentlich eine Praktik des Vorführens regelkonformer Pflege (in diesem Fall das „Waschen-wenn-andere-Personen-dabei-sind“) beobachtet hatte. Sie

erläuterte, dass es ihr bei der Berührung der Gepflegten nicht so sehr um das taktile Sichern ging als vielmehr um das vorgabenkonforme Ausführen der pflegerischen Tätigkeit, dass zu zeigen sie gewohnt war, wenn eine beobachtende Person mit im Raum war.

In einem stufenweisen, längeren Prozess entwarfen wir immer neue Maps, um Interdependenzen systematisch zu beschreiben. Die Schemata wurden im Laufe der Auseinandersetzung wesentlich differenzierter. Es kristallisierte sich als zentrales Anliegen heraus, von den Dingen bzw. der Beziehung zwischen Menschen und Dingen in konkreten Situationen auszugehen und dem Zirkulären der gegenseitigen Beeinflussung von Dingen, Diskursen und Praktiken Rechnung zu tragen: Als zentral ist das relationale Verhältnis von Menschen und Dingen anzusehen. Diskurse, verstanden als Bündelung interdependierender, meinungsetablierender Aussagen, stellen Aushandlungsforen dar, in denen normative Aussagen getroffen und, Foucault folgend, Wirklichkeiten mitentworfen werden. Jede dieser Wirklichkeiten lässt gewisse Praktiken beim Austausch zwischen Menschen und Dingen entstehen – gleichzeitig bestimmen aber Handlungen und Verhaltensweisen, ob routinisiert oder nicht, Diskurse. Die Ausgestaltung von Dingen ist ebenfalls von Diskursen bestimmt – aber auch von der Nutzungsintention und der vollführten Handlung an den Objekten, und den materiell bedingten Möglichkeiten, die wiederum den Umgang mit den Dingen rahmen.

Mit all diesen Überlegungen entfernten wir uns zunehmend von der Erstellung eines Auswertungsinstruments zur konkreten Arbeit am Ausgangsmaterial. Es ist vielmehr ein Meta-Konzept entstanden, das bereits wissenschaftlich aufbereitete Daten über das Gefüge von Dingen, Diskursen und Praktiken systematisch miteinander verbinden und Interdependenzen aufzeigen kann.

„Interdisziplinarität“, so lässt sich mit Harald Welzer schlussfolgern, „funktioniert nur pragmatisch, in der exakten Definition eines gemeinsam erschließbaren Gegenstandsbereichs und in der Abstimmung erprobter Instrumente und Methoden.“³⁴ Eine Übereinstimmung lässt sich in den seltensten Fällen erreichen. Der Versuch, eine transdisziplinäre, objektzentrierte Auswertungsmethode zu generieren, führte nicht zu einem von allen anwendbaren Werkzeug. Doch die Themenliste, die wir projektbezogen bereits nach einem Jahr zu erstellen begannen und im folgenden *Analysefoki* nannten, blieb erhalten, wurde erweitert und

34 Harald Welzer: Nur nicht über Sinn reden! In: Die Zeit vom 27.04.2006, S. 18.

als sensibilisierendes und erkenntnisförderndes Konzept bei der Interpretation des Materials und der Verknüpfung der Datenbestände untereinander eingesetzt.³⁵

Anhand eines Objektbeispiels aus meiner Forschung möchte ich aufzeigen, wie sich, den oben vorgestellten Zusammenhängen folgend, objektzentriert Erkenntnisse generieren lassen, die Diskurse und Praktiken mit einbeziehen. Dabei entstehen Fragen hinsichtlich der praxeologischen Prämissen, deren Klärung zu einem sowohl objekt- als auch personenbezogenen Zugang beitragen könnte.

Diskurse, Dinge und die große Blackbox des Gebrauchs.

Ein Objektbeispiel

Die Sturzmatte ist ein Objekt, das infolge der Debatte um freiheitsentziehende Maßnahmen verstärkt Einzug in Pflegeheime gefunden hat. Sie soll die Folgen eines Sturzes im Schlaf aus dem Bett eindämmen und die Verletzungsgefahr vermindern. Die Fixierung von Personen, beispielsweise durch Gurte, um einen solchen Sturz zu verhindern, wird aus rechtlicher Perspektive grundsätzlich als freiheitsentziehende Maßnahme bewertet und ist heutzutage nur in vereinzelten, begründeten Ausnahmefällen zulässig. In der Vergangenheit wurden als Reaktion hieraus in der Regel die Bettseitenstützen angebracht, beziehungsweise, je nach Bauart des Bettes, diese teilweise oder ganz hochgezogen. Bei Personen allerdings, die bedingt durch die Konstruktion des Bettes oder durch den eigenen physischen und/oder kognitiven Zustand, nicht in der Lage sind, das sogenannten Bettgitter selbständig zu entfernen, würde dieses Verfahren ebenfalls als freiheitsentziehende Maßnahme gewertet werden. Häufig wird in der Praxis viel darüber diskutiert, ob bei einer Person, die sich nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen kann, das Hochziehen der Bettseitenstützen auch unter diesen Tatbestand fallen würde. Das geläufigste Argument dagegen ist, dass die betreffende Person sich aufgrund ihrer Immobilität ohnehin nicht aus dem Bett begeben würde und

35 Nähere Ausführungen dazu, wie die Analysefoki identifiziert wurden und welche konkret als für das Projekt relevant ausgemacht wurden, wie sich ihr Einsatz in Verbindung mit dem empirischen Material ausgestaltet hat sowie Anwendungsbeispiele können in der Abschlusspublikation zum Projekt nachgelesen werden. Artner u.a. (wie Anm. 1)

ihr daher auch nicht die Freiheit, dies zu tun entzogen würde, indem das sturzverhindernde seitliche Brett angebracht wird. Dafür, auch in diesem Fall freiheitsentziehende Maßnahmen zu sehen, spricht einerseits, dass die seitlichen Stützen dennoch als unüberwindbare Begrenzung der Bewegungsfreiheit wahrgenommen werden können. Andererseits wird häufig als Immobilität das „Nicht-mehr-laufen-können“ definiert. Anderen Möglichkeiten der Fortbewegung, die ein selbstbestimmtes Verlassen des Bettes ermöglichen könnten, werden gar nicht erst bedacht und damit ausgeschlossen. Um nun dem pflegerischen Anspruch der Sturz- und Verletzungsvermeidung und der Schutzpflicht der HeimbewohnerInnen nachzukommen und gleichzeitig so viel Selbstbestimmung wie möglich zu gewährleisten, ist in Pflegeheimen durch das Aufstellen von Bewegungsmeldern oder das Auslegen von Sturzmatten vor den Betten inzwischen ein alternativer Weg eingeschlagen worden. Auch eine der Einrichtungen, in der ich teilnehmende Beobachtungen bei der Pflege von Menschen mit Demenz durchführte, hat während der Zeit meiner Aufenthalte Sturzmatten eingeführt.

In die hier besprochene Ausführung der Sturzmatte, die als die am weitesten verbreitete angesehen werden kann, sind keine Sensoren oder andere Bauteile eingearbeitet, die Stürze elektronisch weitermelden. Es handelt sich um ein ca. 180 cm × 100 cm großes, nur wenige Zentimeter dickes Objekt aus Schaumstoff. Die ganz in Blau gehaltene Matte ist so hart gepolstert, dass sie sich beim Begehen wie ein gewöhnlicher Bodenbelag anfühlt, zugleich aber weich genug ist, um einen Sturz aus circa einem Meter Höhe abzufedern. Das verwendete Oberflächenmaterial hat zudem eine höhere Rutschfestigkeit als der in der Regel in Pflegeheimen verlegte Linoleumfußboden, so dass beim Aufstehen aus dem Bett eine stärkere Reibung zwischen (Fuß)Sohle und betretenem Untergrund entsteht und ein Ausrutschen damit weniger wahrscheinlich wird. Die Ecken der Matte sind abgerundet und alle umlaufenden Kanten sind abgeschrägt, so dass ein stufenloser Übergang vom Boden auf die Matte und zurück ermöglicht wird. Damit soll das Befahren der Matte beispielsweise mit Rollstühlen, Rollatoren oder Liftern ermöglicht werden, ohne dass sich deren Räder an Kanten stoßen; Personen, die ihre Füße nur sehr wenig beim Gehen anheben können, sollen mühelos die Matte betreten können. Idealerweise ist kein Unterschied zwischen Boden und Matte zu spüren: Sie wirkt unauffällig, unaufdringlich und absolut passiv. Material und Form sind den Intentionen und Notwendigkeiten der Nutzung angepasst.

Abseits dieser beabsichtigten Nutzung wie Befahren, Begehen, Ausrutschen-Verhindern, Sturz-Auffangen – kann der Umgang mit der Matte genau aufgrund dieser Materialität und Ausführung zu weitreichenden Herausforderungen und Störungen führen, wie in meinen Beobachtungen ersichtlich wurde: Im Zuge der Reinigung des Fußbodens muss auch der Bereich unter der Matte gesäubert werden. Diese Arbeiten werden von hauswirtschaftlichem Personal durchgeführt. Die Matte muss dazu zur Seite genommen werden, danach gibt es drei mögliche Szenarien für die Wiederbereitstellung. Entweder die Matte liegt auf dieselbe Art und Weise wie zuvor an derselben Stelle zur Nutzung bereit. Somit hat der Umgang mit der Matte seitens der Hauswirtschaft keine Auswirkung auf die Pflege. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Matte nicht wieder an ihren Platz zurückgelegt wird. In diesem Fall war sie bei meinen Beobachtungen in der Regel in einer Ecke des Raumes so auf ihrer langen Kante aufgestellt, dass die Matte ein liegendes U bildete. Aufgrund der Materialfestigkeit ist es möglich, die Matte so abzustellen und durch die geringe Auflagefläche kann der Boden in dem Bereich des Raumes leicht trocknen. Die Handhabung durch die Hauswirtschaftskraft endet bei dieser Variante damit und die Matte verbleibt so aufgestellt in der Ecke. Damit die intendierte Funktionsweise des Objekts wiedergegeben ist, muss das Fehlen der Matte vor dem Bett bemerkt und die Matte wieder dort positioniert werden. Lagert die Matte aber zu lange in der U-förmigen Aufstellung, bekommt sie – wieder aufgrund ihrer Materialeigenschaften – eine leichte Wölbung entlang ihrer kurzen Achse, so dass sie nicht mehr vollkommen flach auf dem Boden liegt. Ihre Funktion, das Befahren und Begehen zu erleichtern wird damit unterbunden. Im dritten Fall, der zuweilen anzutreffen war, hatte die Person, die die Matte vor dem Bett entfernt hatte, um darunter zu putzen, das Objekt zwar wieder zurückgelegt, allerdings mit der Oberseite nach unten. Aufgrund der oben beschriebenen Ausgestaltung der abgeflachten Oberkanten der Matte entsteht damit eine kleine Auskrugung um die Matte herum, die wiederum beim Befahren oder Betreten unweigerlich dazu führt, dass Räder oder nur leicht angehobene Füße daran hängen bleiben. Ein Teil ihrer Funktionen und Nutzungsweise wird damit nicht nur verhindert, sondern die Sturzmatte wird selbst zu einem sturzbefördernden Objekt.

Am skizzierten Beispiel der Sturzmatte kann das Zusammenspiel von Objekten, den diskursiven Rahmungen ihrer Etablierung sowie Verwendungsformen und Wirkungsweisen aufgezeigt werden. Zugleich

wird die eigensinnige Rolle der Dinge sichtbar. Wichtig hierfür ist, genau auf ihre Materialbeschaffenheit und auf die sich daraus ergebenden, das Umfeld dieser Objekte gestaltenden Folgen einzugehen. Eine präzise Beschreibung der Dinge, ihrer Ausführung und der Kontexte, in denen sie zu finden sind, ist dabei zentral. Die Betrachtung anderer Dinge oder Menschen, die physisch mit dem Ausgangsobjekt in Berührung kommen oder in einer anderen Form durch die faktische Existenz der Objekte beeinflusst werden, ermöglicht es, ein heuristisches System aufzubauen, das dem Perspektivenreichtum und der Polyvalenz der materiellen Dinge Rechnung trägt. Ihr Mit- und Zusammenwirken in Handlungsmomenten aber auch ihre Latenzen und ihr Eigensinn müssen dabei in Beziehung gesetzt werden zu den vielschichtigen AkteurInnen und Akteursgruppen, den Interessen und Verhandlungszusammenhängen, die den Diskurs um sie befruchten. Die Dinge sind dabei ganz im Sinne der Material Culture Studies nicht (nur) als Helfer, Vermittler oder symbolartige Sedimente kultureller Praktiken und gesellschaftlicher Diskurse zu verstehen. In ihrer physischen Präsenz werden sie zu Ausgangs-, Ziel- und Ankerpunkten des untersuchten Settings und damit auch der Untersuchungsmethode. So können Aussagen darüber getroffen werden, wie Menschen und Objekte (in unserem Fall im Pflegesetting) interagieren und dabei Handlungsfähigkeit konstituieren, wie sich theoretische und konzeptuelle Entwicklungen (in der Pflege) über Objekte erfassen lassen und wie innovative Objekte wiederum zu Veränderungen in der (Pflege-) Praxis und gegebenenfalls auch bezüglich theoretischer Konzepte führen können, wie es das Projekt „Pflegedinge“ intendiert.

Die Praktiken in der Forschung – Fragen zum Schluss

Was disziplinübergreifendes Arbeiten so aufwändig macht, ist nicht die vermeintliche Unbequemlichkeit der wissenschaftlichen Perspektivdebatte und es ist auch kein Durchsetzungsdiskurs, den es zu führen gilt. Vielmehr ist es die eigene, geöffnete und erweiterte Perspektive, die nun irritiert und die Notwendigkeit mit sich bringt, sich neu entdeckten Fragen zu stellen. Daher möchte ich abschließend – anstelle eines Fazits und als Grundlage für eine weiterführende Diskussion – einen Punkt bezüglich des objektorientierten Erfassens von Praktiken herausgreifen, der aus meiner Perspektive im besonderen der Klärung bedarf. Die vielbesprochene Verknüpfung von Dingen und Praktiken nämlich

scheint Segen und Fluch zugleich, zumindest wenn man sie von den Dingen her denkt. Keine Frage: der routinemäßige, auf einem impliziten Wissen basierende, habitualisierte Umgang mit den Dingen – das Selbstverständliche unserer Objektinteraktion, das wir mit dem Konzept der Praktiken fassen – nimmt die Dinge als materiale Entitäten wahr. Sie werden hierbei aber als eindeutig und gewissermaßen unveränderlich gesetzt. Was sich anpasst, wenn Menschen zuweilen doch mit dem Eigensinn der Dinge oder ihrer Widerspenstigkeit konfrontiert werden, sind die Praktiken. Doch auch Dinge werden oft genug Bedürfnissen angepasst. Hierfür ist ein zumeist planvoller, intentionaler und bewusster Umgang mit ihnen vonnöten.

In der aufgrund von Zeitdruck und Repetition stark von Routinen dominierten Pflegepraxis hatte ich während der teilnehmenden Beobachtungen verstärkt den Eindruck, jedes Mal sich unterscheidende Handlungen zu beobachten, die mit der Umgebung und deren physisch-materieller Beschaffenheit in einem wechsellvollen Zusammenhang stehen. Ein implizites Wissen war durchaus vorausgesetzt, doch die konkrete Ausgestaltung der oft regelgeleiteten Tätigkeiten wurde immer wieder situativ neu verhandelt. Beim Unterfangen, dieses Phänomen analytisch zu fassen, stieß ich immer wieder auf Parallelen zu der bereits skizzierten projektinternen Debatte darum, unter welchen Forschungsumständen das Erfassen von Praktiken ermöglicht werden kann – nur dass wir diese Frage hinsichtlich der historischen Dimension diskutiert hatten und uns zunächst teilnehmende Beobachtung gepaart mit freien Formen der Interviewführung der Königsweg, fast schon der einzig legitime Zugang zur Erfassung von Praktiken zu sein schien. Nach den Erfahrungen im Projekt können berechtigte Zweifel daran formuliert werden, dass aus einer objektzentrierten Perspektive heraus betrachtet Praktiken entdeckt und in situ erfasst werden können und ich bin viel eher geneigt zu sagen, dass sie nur ex post aus dem Material (re-)konstruiert werden können. Denn betrachtet man die Dinge zum Zeitpunkt ihres Gebrauchs, ist es stets ein situativer und kontextualisierender, ein qualitativer, Blick. Dieser richtet sich, selbst bei längerfristig angelegten teilnehmenden Beobachtungen, auf die Eigenheit eben jener gerade ausgeführten Nutzungsweise. Im Rückblick besehen scheint mir daher die historische Dimension einen viel geeigneteren Zugang zu Praktiken zu liefern. Repetition und wiederkehrende Handhabungsweisen hinterlassen Spuren an den Dingen, ihre Materialität wird dadurch geprägt und verändert. Diese zu erkennen und zu interpretieren gleicht einer

quantitativen Erfassung ihrer häufigsten Nutzungsweisen; Praktiken werden so sichtbar.

Nach Reckwitz sind in Praktiken die materiellen Aspekte von Leib-Körpern und Dingen verbunden, Praxeologie dient also zur Überwindung eines Dualismus, der sich zwischen explizitem und bewusstem handlungs(an)leitenden Wissen und konkretem Objektgebrauch als Handlung aufspannt. Prägnant formuliert er: „Die Materialität der Körper ist die eine, notwendige Seite der sozialen Praktiken – die andere Seite, die die Praxistheorie hervorhebt, ist in der Materialität der Dinge zu suchen.“³⁶ Wie wir aber am Beispiel der Sturzmatte gesehen haben, kann gerade die Materialität der Dinge irritieren, sich uns widersetzen, uns überraschen, überwältigen – allgemein gefasst: krisenhafte Augenblicke heraufbeschwören – und es damit nötig machen, Praktiken zu durchbrechen bzw. ihre Ausbildung erschweren oder verhindern.

Ist dann ein praxeologischer Zugang, der ja auf das Selbstverständliche, das internalisierte Handhaben der gegebenen Dinge abzielt, ausreichend, um den beschriebenen Dualismus zu revidieren? Wie ist dieser zu ergänzen? In einem Band mit Beiträgen zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften hat Ulla Tschida in einem Beitrag mit dem Titel „Auf der Suche nach dem Artefakt“ auf das Problem hingewiesen. Sie zeigt hier auf, dass „Stabilität und Geschlossenheit“ von Artefakten keine unumstößliche Annahme sein kann. Zusammenfassend schreibt sie „Praktiken im praxeologischen Sinn bezeichnen wissensbasierte Verhaltensroutinen, wobei Artefakte (neben Körpern) ein konstitutiver Bestandteil sind. Wenn sich nun die Beständigkeit eines Artefakts über Raum und Zeit relativiert, bleibt die Frage, inwieweit denn noch praxeologisch von einer stabilen und regelmäßigen Präsenz des Artefakts als Bedingung für die Entstehung und Reproduktion einer Praktik ausgegangen werden kann.“³⁷ Tschida steht also nach der Diskussion ihres Beispiels, den digitale Netzen, auch *grids* genannt, vor ganz ähnlichen Fragen, vor denen ich nach der Betrachtung der durch und durch ‚analogen‘ Sturzmatte stehe. Als Ansatzpunkt bietet

36 Reckwitz (wie Anm. 24).

37 Ulla Tschida: Auf der Suche nach dem Artefakt. Zur materiellen Praxis von Infrastruktur-Entwicklung. In: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann u. a. (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin 2014, S. 219–242, hier S. 240 f.

sich die Klärung der Frage an, ob und wie Handlung, Praktik, Routine voneinander differenzierbar sind und welches, diesen Begriffen je zugrundeliegende Konzept welche Ebene des menschlichen Austausches mit materiellen Objekten adressiert.

Anamaria Depner, 'Objects of Care' from a Transdisciplinary Perspective. Generating an object-centred and empirically-based method.

One aim of research in the study of culture is to remain as close as possible to the reality and practice of everyday life whilst, at the same time, grasping the relationships between the discourses and practices that constitute those realities. Simultaneously incorporating material objects into this is the challenge behind finding a method that consistently follows this aim; objects are, ultimately, omnipresent in discourses and practices, in everyday human life per se. This article therefore starts from the question of how – from the point of view of research practice within an interdisciplinary research setting – might a methodological approach be designed that does justice to the interplay between things, discourses and practices?

Fragwürdige Episteme der Materialität

Warum Theorien materieller Kultur die Komplexität der Dingwelt unterschätzen

Hans Peter Hahn

Ein Überblick über einige wichtige theoretische Strömungen in der Erforschung der materiellen Kultur vom 19. bis zum 21. Jahrhundert ergibt eine überraschende Einseitigkeit dieser Modelle. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit wird hier anhand einiger Beispiele von Karl Marx bis Bruno Latour gezeigt, dass Konzepte zu materieller Kultur von, oftmals kaum reflektierten Defiziten geprägt sind. Diese Mängel drücken sich in bestimmten Annahmen aus, die mitunter zu falschen und wenig tragfähigen Bewertungen des Materiellen führen. Im Einzelnen sind das folgende Punkte: (1) große Aufwertung des Materiellen, (2) Auslöschung komplexer und widersprüchlicher Wahrnehmung zugunsten bestimmter „Funktionen“ und (3) Stabilisierung der Rolle des Materiellen auf der sozialen Ebene.

Aktuelle Trends in der Forschung zur materiellen Kultur scheinen diese Problematik erkannt zu haben und dem entgegenzuwirken, indem sie einen neuen Fokus auf Umgangsweisen mit Dingen setzen, die nicht dem unmittelbaren Umfeld des Konsums zuzuordnen sind. Beispiele dafür sind das Interesse an Recycling und an Substanzen und Stoffen, aus denen Objekte gemacht werden. Insbesondere die alltäglichen Dinge, deren Bedeutung in der Lebenswelt nur durch sorgfältige ethnografische Forschung erschlossen werden kann, verlangen nach einem sensibleren Umgang mit ambivalenten Bewertungen aber auch mit dem Nichtwissen im Hinblick auf viele alltäglich genutzte Dinge. Auf dem Weg zu einer nachhaltigen Theorie materieller Kultur bedarf es noch weiterer Schritte der Öffnung. Materielle Dinge sind nicht einfach eine Erweiterung bestehender Diskursfelder, sondern sollten als eine eigenständige Herausforderung aufgefasst werden.

Einleitung

Vielfach gingen Theorien materieller Kultur in den letzten fünfzig Jahren mit problematischen Aufwertungen des Materiellen einher. Materielle Gegenstände wurden zu Teilen von Diskursen, die soziale Felder konstituieren oder sie wurden zum komplementären Element in der

Organisation des „Ich“. Gleichviel, ob als soziale Bedeutungsträger¹, als Identitätsvermittler oder als Akteure – immer schienen die Dinge „dienlich“ für eine gesellschaftliche oder kulturelle Stimmigkeit, die schon auf der Ebene des Konzeptentwurfs keinen Raum für das Irritierende und Belastende mehr lässt.

Wie sehen wir die Dinge? Wie sehen die Dinge uns? In diesem Beitrag soll an erster Stelle eine kritische Betrachtung bisheriger Zugriffe auf das Materielle stehen. Nicht die Ausdifferenzierung der jeweiligen disziplinären Entwicklungen und Positionen stehen damit im Mittelpunkt, sondern die Herausarbeitung grundsätzlicher Diskurslinien in transdisziplinärer Perspektive.

Im Weiteren werden hier also Eckpunkte einer differenzierteren Theorie dargelegt, auch wenn diese noch bei Weitem nicht ausformuliert ist. So muss ein reflektierter Zugriff auf Wahrnehmungsweisen des Materiellen der Ambivalenz unmittelbarer Dinglichkeit einen größeren Platz einräumen. Intuitiv und in bewusst verknappter Form die Mängel bisheriger Theoriebildung aufgreifend, hat sich die neuere Forschung zu materieller Kultur mehr und mehr auf solche Praktiken ausgerichtet, die – gemessen an dominanten Konsumpraktiken – als „marginal“ gelten. Das zeigt sich zum Beispiel an der zunehmenden Beschäftigung mit „Müll“ und „Recycling“ in den letzten Jahren. Der Verfall der Dinge, die Fragmentierung von Gegenständen, die Umwertung durch die Entdeckung neuer Eigenschaften und gesellschaftliche Konflikte über den Verbleib von Gütern sind weitere Perspektiven, die der vermeintlichen Dienlichkeit der Dinge in Praktiken und Diskursen die Basis entziehen. Das Studium solcher Phänomene hat in den letzten zehn Jahren viel zur Weiterentwicklung der Theorien materieller Kultur beigetragen.

So weit seien die Leistungen dargestellt. Eine kritische Darstellung älterer wie auch in den letzten dreißig Jahren formulierter Konzepte zu materieller Kultur muss jedoch auch die Kontinuität der vereinfachenden Beschreibung herausstellen. Wie gezeigt werden soll, gibt es ein systematisches Defizit in diesen Theorien, das insbesondere in einer ethnografischen Perspektive auf den alltäglichen Umgang mit Dingen deutlich

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im vorliegenden Text das grammatikalische männliche Geschlecht in der Bezeichnung von Personen und personenbezogenen Funktionen verwendet. Dies impliziert jedoch keine Benachteiligung des weiblichen Geschlechts, sondern soll im Sinne der sprachlichen Vereinfachung als geschlechtsneutral zu verstehen sein.

wird. Der kurze Überblick über die wichtigsten Theorien soll deshalb auch um die Erläuterung der Gründe ergänzt werden, warum es in den letzten Jahren einerseits ein so großes Interesse an materieller Kultur gab, andererseits aber die weiterhin bestehenden Mängel nicht wirklich überwunden wurden. Gerade einige neue Konzepte der letzten fünf bis zehn Jahre zeigen, welche spezifischen Erweiterungen das Forschungsfeld der Materialität in der Gesellschaft benötigt.

Die zentrale These dieses Beitrags lautet, dass wir noch am Anfang einer Theorie stehen, die sich mit der Materialität in unserer Gesellschaft in nachhaltiger Weise befasst. Eine Theorie, die einen brauchbaren Zugang bieten und Forschung anleiten soll und für die der Beitrag schlussendlich plädiert, muss Einseitigkeiten vermeiden. Zugleich muss sie hinreichend flexibel sein, aber auch auf den angemessenen Platz der Dinge im Alltag sowie in besonderen Situationen hinweisen. Angemessen sollte eine solche Theorie insofern sein, als sie beobachtbare Wahrnehmungen, Umgangsweisen und Bedeutungen von Dingen aufgreift und erklärt, ohne aber die Relevanz des Materiellen insgesamt überzubewerten oder herunterzuspielen.

Theorien des 19. und 20. Jahrhunderts zu materieller Kultur

In der Geschichte des westlichen Denkens haben die Dinge stets einen schweren Stand gehabt. Von Platons Höhlengleichnis bis zur Cartesianischen Teilung der Welt in die „äußeren Dinge“ sowie die „Dinge des Denkens“ gab es im Abendland eine alte und starke Tradition der Priorisierung der Welt der Ideen, Denkweisen und Konzepte. In der langen Geschichte der Philosophie erschien das Materielle immer wieder als ungeeignet, um zentrale Fragen über die Welt zu beantworten. Gleichviel, ob das Materielle als ephemer, flüchtig und oberflächlich, oder, im Gegenteil, in seiner Masse und Schwere als das Denken behindernd aufgefasst wurde,² stets kamen Denker zum Schluss, es sei besser, an erster Stelle dem Denken zu folgen und der unmittelbaren Wahrnehmung des Materiellen und Konkreten zu misstrauen.

2 Alexius Meinong: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Hamburg 1988 [1904].

Sicherlich gibt es auch schon in der älteren Geschichte Ausnahmen, z.B. in Form der Signaturenlehre von Jacob Böhme.³ Aber wesentlich und grundlegend für die Entwicklung des Denkens über Dinge waren doch zwei Strömungen des 19. Jahrhunderts. Das betrifft zum einen die aufkommende Konsumkritik, die nach einer genaueren Betrachtung der Dinge verlangte, nur um die „richtigen“, nämlich die einer Gesellschaft angemessenen Güter von den falschen zu scheiden. Ganz offensichtlich gehören zu dieser Denkrichtung Henry Thoreau und Wilhelm Bode, die beide damals mit ihren Werken eine außerordentliche Resonanz hatten. Im Kontext der rasch größer werdenden Verfügbarkeit von Konsumgütern äußerten sie in populärer Weise die Sorge um den Verlust an Kontrolle, Überblick und Urteilsvermögen.⁴ Auf die falschen, schlechten, unnützen Dinge zu verzichten, den Erwerb von Gütern sorgfältig zu überdenken, nicht nur auf die Güter selbst, sondern auch auf die Bedingungen der Herstellung zu schauen – all diese Vorstellungen wurden bereits damals formuliert und haben bis in die Gegenwart nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.

Die zweite Annäherung an die Materialität der Gesellschaft geht von Karl Marx aus. Im Grunde treibt ihn die gleiche Sorge an wie die Konsumkritiker. Es geht um den Kontext der immer größer werdenden Rolle von materiellen Gütern, die als „Waren“ in die Lebenswelt der Menschen eintreten. Marx beschreibt diese Problematik, indem er auf ein doppeltes Wertsystem aufmerksam macht. Ihm zufolge wird in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (wie auch in der Gegenwart) zwischen „Gebrauchswert“ und „Warenwert“ unterschieden. Das Auseinandertreten dieser beiden Wertformen fasste Marx als einen grundlegenden, ideologisch verschleierte Mangel aller kapitalistischen Gesellschaften auf. Obgleich Marx zu Recht als Materialist in die Geschichte des Denkens einging, so ist doch

- 3 Dieter Mersch: Die Sprache der Dinge. Semiotik der Signatur bei Paracelsus und Jakob Böhme. In: Martin Zenck, Tim Becker, Raphael Woebs (Hg.): Signatur und Phantastik in den schönen Künsten und in den Kulturwissenschaften der frühen Neuzeit. München 2008, S. 47–62; Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung vom 14.–17.11.2007 in Innsbruck (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 23). Wien 2009, S. 15–33.
- 4 Henry D. Thoreau: Walden, or, Life in the Woods. Boston 1854; Wilhelm Bode: Die Macht der Konsumenten. Weimar 1904.

sein spezifischer Begriff für diese seltsame „Wertaufspaltung“ eng mit der damaligen Religionswissenschaft verknüpft.

Der von Marx geprägte Begriff des „Warenfetischismus“ ist bis heute ein geflügeltes Wort. Marx wollte damit auf ein scheinbar irrationales Verhalten des Konsumenten aufmerksam machen, wenn dieser nämlich einer Ware, also einem Ding, einen Wert zumisst, der nur wenig mit dem Gebrauchswert zu tun hat.⁵ Die aus der Religionsgeschichte inspirierte,⁶ fetischistische Perspektive auf käufliche Dinge erschien Marx eine nur durch den Kapitalismus möglich gewordene Abweichung von der vernünftigen Betrachtung des Materiellen. Die Dinge haben unerklärbare Wertäquivalenzen, und der Wunsch, sie zu besitzen, hat nichts mehr mit der Realisierung von Bedürfnissen zu tun.

„Konsumkritik“ und „Warenfetischismus“ als Schlagwörter für Problemwahrnehmungen bezüglich Entwicklungen des 19. Jahrhunderts stehen im gleichen Zeithorizont wie die „Erfindung“ von Warenhaus und Versandhandel und die industrielle Durchdringung der Gesellschaft. Zur Dynamik jener Zeit gehört zudem eine Zunahme des globalen Güterverkehrs, dessen Intensität erst im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wieder erreicht und danach übertroffen wurde.

Der bis in das 19. Jahrhundert hinein enge Kosmos der verfügbaren Dinge gerät aus den Fugen, die Masse der verfügbaren Güter übersteigt alles Vorstellbare und dennoch gibt es kaum eine Auseinandersetzung mit der Materialität der Gesellschaft jenseits der skizzierten Denkweisen. Die Differenz zwischen gelebter Alltagswelt jener Zeit und den

5 „Eine Ware scheint auf den ersten Blick ein selbstverständliches, triviales Ding. Ihre Analyse ergibt, daß sie ein sehr vertracktes Ding ist, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr, ob ich sie nun unter dem Gesichtspunkt betrachte, daß sie durch ihre Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt oder diese Eigenschaften erst als Produkt menschlicher Arbeit erhält. Es ist sinnklar, daß der Mensch durch seine Tätigkeit die Formen der Naturstoffe in einer ihm nützlichen Weise verändert. Die Form des Holzes z. B. wird verändert, wenn man aus ihm einen Tisch macht. Nichtsdestoweniger bleibt der Tisch Holz, ein ordinäres sinnliches Ding. Aber sobald er als Ware auftritt, verwandelt er sich in ein sinnlich übersinnliches Ding. Er steht nicht nur mit seinen Füßen auf dem Boden, sondern er stellt sich allen andren Waren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne.“ Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Hamburg 1867, S. 85.

6 Hartmut Böhme: Warenfetischismus. In: Stefanie Samida, M. K. H. Eggert und Hans Peter Hahn (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen. Stuttgart 2014, S. 264–268.

Trends in Wissenschaft und Kunst ist sogar noch größer, wenn man Christoph Asendorf folgt, der von einer „Verdrängung des Materiellen“ spricht.⁷ Als Symptome dafür verweist er auf die rasche Durchsetzung der Fotografie sowie auf den Impressionismus, der Lichteindrücke, aber nicht Dinge in den Mittelpunkt stellt. Bezüglich der Wissenschaft nennt Asendorf als weitere Beispiele: den Elektromagnetismus, die Erfindung der Röntgenstrahlen und die intensiven Debatten um die Äthertheorie. Diese um 1900 wichtigen Themen stehen exemplarisch für die Faszination des Immateriellen, wie Feldkräfte und Bewegungen.

Das eher von kritischer Distanz gegenüber konkreten materiellen Dingen geprägte Denkmodell hat Auswirkungen sowohl für zeitgenössische Konzepte zu materieller Kultur als auch für die Theoriebildung, da diese Konzepte und Theorien überwiegend für eine Einordnung oder Bändigung des Materiellen und damit im Grunde für die Eliminierung von Materialität als einem eigenständigen Forschungsfeld plädierten. Diese Konzepte befördern ein Denken, das Gegenstände aus einer kritischen Distanz beleuchtet, sich aber nur wenig mit den Dingen als solchen befasst.⁸

Was bleibt, ist entweder eine „moralische“ Einschätzung, wie sie von der Konsumkritik nahegelegt wird, oder eine sozialstrukturelle Instrumentalisierung. Diesem letzten, im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wichtiger werdenden Paradigma zufolge zeigen die materiellen Güter als Sachbesitz die relative soziale Position des Individuums an, das als Besitzer oder Nutzer diesen Gütern zugeordnet werden kann. Diese Logik der Zuweisung und Verknüpfung mit einem bestimmten sozialen Status gilt für Einzelne wie auch für Gruppen, die auf diese Weise Zusammenhalt untereinander ebenso wie Abgrenzung artikulieren.

Über die wissenschaftliche Befassung hinausgehende und öffentlichkeitswirksame Beispiele dieser Auffassung von materiellen Dingen in der Gesellschaft kommen von Thorstein Veblen sowie Georg Simmel.⁹ Solche Denkweisen lassen sich ohne Weiteres noch weiter bis in die

7 Christoph Asendorf: Ströme und Strahlen. Das langsame Verschwinden der Materie um 1900. Gießen 1989.

8 Bill Brown: Die Idee von Dingen und die Ideen in ihnen. In: Anke Ortlepp und Christoph Ribbat (Hg.): Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände. Stuttgart 2009, S. 297–317.

9 Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute. Frankfurt a. M. [1899] 1986; Georg Simmel: Philosophie des Geldes. 2., ergänzte Auflage. Frankfurt a. M. [1907] 1987.

Gegenwart verfolgen. Sie reichen bis hin zu Mary Douglas¹⁰ und Pierre Bourdieu¹¹: In den Konzepten dieser beiden Autoren stehen Dinge nämlich primär für die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen.

Sicherlich gibt es Nuancen, etwa im Hinblick auf die Frage, ob die „Selbstbestätigung“ des Individuums als Besitzer von Dingen im Mittelpunkt steht, oder die Möglichkeit der Einordnung durch andere. Bourdieu hat mit der Betrachtung der verinnerlichten „angemessenen Umgangsweise“, also dem „Habitus“, dieses Thema noch einmal methodisch präzisiert: Das bloße Besitzen eines Gegenstands ist nicht ausreichend. Vielmehr bedarf es einer spezifischen Kompetenz im Umgang mit Dingen und der Verbindung von Dingen untereinander, damit dies von anderen als „Lebensstil“ erkannt wird.

Die Ausdifferenzierung des grundlegenden Konzepts von der sozialen Bedeutung des Materiellen, etwa durch die Berücksichtigung von Kontexten, die Einbindung von Handlungsweisen und sozialen Prozessen der Affirmation in der Gruppe hat schließlich Daniel Miller noch einmal deutlich weiterentwickelt, etwa durch genaue Beschreibungen, wie solche Bedeutungen von Dingen implizit erzeugt werden. So erläutert er in der *Theorie des Einkaufens*, dass nicht das Ideal der „Selbstverwirklichung“ für bestimmte Konsummuster ausschlaggebend ist, sondern die Antizipation der Wertung durch sozial nahestehende Personen.¹² Konsum im alltäglichen Sinne schafft nur deshalb Bindungen, weil der soziale Konsens schon vorbereitet ist.

War der Konsum im Sinne eines rational nicht mehr erklärbaren „Warenfetischismus“ bei Karl Marx noch Auslöser für Irritationen, so reduziert sich der Aspekt der Provokation im Licht von Millers Theorie signifikant: Konsum stabilisiert soziale Bindungen und Strukturen. Diese Vereinfachung mag eine Leistung der neuen Theorie sein. Aber es stellt sich doch die Frage, ob nicht auch das Gegenteil der Fall sein kann. Wie Konsumkritiker nicht müde werden zu betonen, bleibt Konsum eine zerstörerische Kraft, die jeden Einzelnen von der Geburt an

10 Hans Peter Hahn: Mary Douglas. Symbolische Anthropologie und die Entdeckung der Konsumkultur. In: Stephan Moebius und Dirk Quadflieg (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart (2. Auflage). Wiesbaden 2010, S. 159–167.

11 Hans Peter Hahn: Die Sprache der Dinge und Gegenstände des Alltags. In: *Sociologia Internationalis*, 44(1), 2006, S. 1–19.

12 Daniel Miller: *A Theory of Shopping*. Ithaca 1998.

bedroht.¹³ Miller präsentiert mit seiner theoretischen Erweiterung eine Funktionalisierung, die den Nutzen des Konsums herausstellt, aber für Irritation und Provokation durch Dinge keinen Raum mehr lässt.

Die soweit in sehr knapper Form skizzierten Theorien der materiellen Kultur von Veblen bis Miller leisten ganz unstrittig einen Beitrag zur Einbettung der Dinge. Das Soziale und das Materielle werden in einer Weise miteinander verbunden, die jedem einzelnen Objekt einen Platz zuweist. Scheinbar sind in einer Lebenswelt voller Zeichen und Bedeutungen die materiellen Dinge hoch funktional: Sie kommunizieren soziale Positionen sowie Nähe und Distanz zwischen Angehörigen unterschiedlicher Gruppen.¹⁴ Für die Kennzeichnung dieses gemeinsamen Merkmals mag die voranstehende Skizze ausreichen, auch wenn manche wichtige Positionen ausgelassen wurden. Das gilt etwa für die Nutzung der Dinge in kulturhistorischen Rekonstruktionen¹⁵ oder die Bedeutung von Dingen für die Übermittlung von Identitätsbildern.¹⁶

Die Skizze stellt gewiss eine grob vereinfachende Zusammenfassung unterschiedlicher Positionen dar. Aber nur über diese Verkürzung wird noch eine weitere, ebenso grundlegende Kontinuität deutlich: Alle diese Theorien weisen den Dingen nämlich einen stabilen Platz zu. Die Stabilisierung wird durch den Fokus auf eine bestimmte Funktion erkaufte, insbesondere im Hinblick auf die Bedeutung, die den Dingen vom Besitzer oder von der sozialen Umwelt vermittelt wird. Jedes Ding hat seinen Platz. Diese Wahrheit gilt nicht so sehr, weil es benutzt wird, sondern vielmehr, weil seine soziale Bedeutung allgemein verstanden wird. Die Soziabilität des Materiellen ist erkaufte durch eine Starrheit, die jedem materiellen Objekt eine gleichbleibende, tendenziell eher hohe Aufmerksamkeit in der sozialen Sphäre zuspricht.

Aber genau hier ist eine kritische Frage angebracht: Ist das Vorzeigen, Benutzen oder auch einfach nur Besitzen von Dingen immer ein

13 Juliet B. Schor: *Understanding the New Consumerism. Inequality, Emulation and the Erosion of Well-Being* (= PSW-Papers, Antwerpen, 2/2002). Antwerpen 2002.

14 Hans Peter Hahn: Konsum. In: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Stuttgart 2014, S. 97–104.

15 Hans Peter Hahn: Leo Frobenius, Fritz Graebner, Wilhelm Wundt. In: Jon McGee, Richard L. Warms (Hg.): *Theory in Social and Cultural Anthropology. An Encyclopaedia*. London 2013, S. 293–296; 357–358; 947–948.

16 Colin Campbell: *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*. Oxford 1987.

soziales Handeln? Colin Campbell weist solche Annahmen, die vielfach implizit hinter Analysen zur materiellen Kultur stehen, zurück.¹⁷ Bedeutung und Relevanz eines Objektes sind keinesfalls immer gegeben, und eine auf solchen Annahmen aufbauende Analyse verliert möglicherweise eine wesentliche Dimension aus dem Blick: Die Alltäglichkeit und Beiläufigkeit der Gegenwart von Dingen.¹⁸

ANT, Posthumanismus und ontologische Ansätze

Ähnliches gilt für die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), die zum Ende des 20. Jahrhunderts von Bruno Latour vorgestellt und mit großer Resonanz aufgenommen wurde.¹⁹ Die Leistung dieses, wenigstens in methodischer Hinsicht, innovativen Ansatzes ist es, die Verflechtungen zwischen Dingen, aber auch zwischen Mensch und Ding in den Mittelpunkt zu rücken. Im Zentrum dieses Arbeitsmodells steht also die Betrachtung von Wechselwirkungen. Jede Wirkung, die ein Ding als Agent hat, beschreibt eine Verbindungslinie im Netz, das sich unendlich ausdehnt. Das Netz kann alle Objekte der Lebenswelt umfassen.

Die zentrale Metapher ist mithin die eines Netzes. Die Strahlen des Netzes sind die Wechselwirkungen, die Objekte selbst sind Knotenpunkte.²⁰ Diese genaue Beschreibung des Sprachbildes und seiner Elemente macht seine Problematik deutlich: Materielle Dinge existieren nur so lange, wie sie in Wechselwirkungen eingebunden sind. Ein Objekt ohne Verbindungen ist keines. Es existiert nicht, wenigstens nicht im Netzwerk. Der Verlust an Bindungen, so würde es Latour umschreiben, bedeutet zugleich das Scheitern des Gegenstandes: Er wird aufgegeben. Er hört auf zu existieren, so wie Latour es selbst am Beispiel des U-Bahn-Systems ARAMIS erläutert hat.²¹

17 Colin Campbell: *The Myth of Social Action*. Cambridge 1996.

18 Jukka Gronow, Alan Warde: *Epilogue. Conventional Consumption*. In: Dies. (Hg.): *Ordinary Consumption*. London 2001, S. 219–231.

19 Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin 1995.

20 Matthias Wieser: *Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten*. In: Karl H. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 92–107.

21 Bruno Latour: *Aramis or The Love of Technology*. Cambridge 1996.

Die Leitmetapher, das Netz, ist aus zwei Gründen attraktiv: Zum einen kommt es – zumindest auf den ersten Blick – ohne Hierarchien aus. Ein Netz ist eine flache, hierarchiearme Struktur. Es gibt zwar Unterschiede in der Bedeutung, die sich zum Beispiel durch eine größere oder kleinere Anzahl an von einem Objekt ausgehenden Verbindungslinien erkennen und visualisieren lassen, aber es gibt keine kategorialen Abstufungen. Indem Latour die Menschen selbst auch als Teil solcher Netzwerke beschreibt, löscht er zudem kategoriale Differenzen zwischen menschlichen Akteuren und nicht-menschlichen Handelnden, die er Aktanten nennt. Zum anderen ist die Flexibilität der Netzwerk-Metapher bedeutsam. Grundsätzlich kann in einem solchen Netzwerk jeder Punkt (= Objekt oder Mensch) mit jedem anderen verbunden werden. Wo welche Linien einzutragen sind, und wann solche Linien bedeutsam werden, entscheidet sich aufgrund der Beobachtung eines konkreten Falles.

Mit den soweit skizzierten Stärken des Modells der Attraktion werden aber zugleich auch die konzeptuellen Schwächen offensichtlich. Diese Mängel entsprechen im Grundsatz den Defiziten, die schon für die älteren Theorien festgestellt wurden. Da ist, erstens, die grundlegende Struktur des Netzwerkes, die Dingen nur dann eine Bedeutung zuschreibt, wenn sie durch Fäden mit andere Dingen oder Menschen verbunden sind. Sicherlich wird man in vielen Fällen solche Linien zeichnen können. Ein Beispiel einer sehr schwachen Bindung wäre – für den Fall eines völlig unbrauchbaren Gegenstands – die Erinnerung, das Denken einer Person, die ein solches Objekt als Memorabilie, rein aufgrund des persönlichen Wertes verwahrt und wertschätzt. Was ist aber mit einer Sache, die weder eine Funktion noch eine Bedeutung noch einen Erinnerungswert hat? Der Phänomenologe Ian Bogos hat für ein Beispiel eine absurde Aneinanderreihung von Dingen aufgegriffen. Was haben, so sein Beispiel, eine im Rinnstein am Rande einer Straße liegende leere Flasche, ein Kieselstein und eine tote Ratte miteinander zu tun? Auch wenn Latour behaupten würde, in einer endlosen Rekursion auch aus solchen Dingen ein Netz herstellen zu können, ist es möglicherweise näherliegend und sinnvoller, vom Fehlen einer Verbindung auszugehen. Die Vernachlässigung der Existenzform „Ding ohne explizite Beziehungen“ und die Reduktion materieller Dinge auf ihre Relationen wird von Bogost als „Relationismus“ bezeichnet.²²

22 Ian Bogost (Hg.): *Alien Phenomenology, or What it's Like to be a Thing*. Minneapolis 2012.

Der Umkehrschluss offenbart die ganze Problematik dieser einseitigen Betonung von Relationen: Eigenschaften, die nicht ursächlich für eine Linie im Netzwerk sind, werden von diesem Konzept vernachlässigt oder gar unterdrückt. Die Komplexität des Materiellen, die immer die Bündelung vieler Eigenschaften umfasst, lässt sich damit nur schlecht abbilden. Zwar wertet ANT materielle Kultur auf, aber sie wird der (möglicherweise nur in einem bestimmten Zeithorizont so empfundenen) „Bedeutungslosigkeit“ zahlreicher Materialeigenschaften nicht gerecht.²³ Die Gegenwart eines materiellen Objektes ist ein essentieller Befund, gleichviel ob dessen Eigenschaften gänzlich, nur zum Teil oder überhaupt nicht bedeutungsvoll sind.

Auch die zweite Grundeigenschaft der Netzwerkmetapher enthält eine Problematik im Hinblick auf Beschreibung des Materiellen: Ein Netz ist eine außerordentlich flexible Struktur, aber unter den meisten Bedingungen auch ein elastisch-stabiles Gebilde. Die vollkommene Auflösung und Neukonfiguration eines Netzes ist zwar möglich, aber doch nur im Extremfall. Ein Netzwerk kann sich ausdehnen, man kann zusätzliche Bindungen hineinfecten oder obsoletere Bindungen herausnehmen, aber ein Netz bleibt es nur, wenn es im Grundsatz zusammenhält. Mit hin hat das Sprachbild des Netzes eine stabilisierende Wirkung auf das Denken über Dinge. Geraten damit nicht Kontexte in den Hintergrund, in denen Dinge sich zersetzen, auflösen, in denen sie umgewertet werden oder überhaupt verschwinden?

Die Netzmetapher versagt immer dann, wenn es darum geht, die destabilisierende Wirkung von Dingen, das Chaos, nicht auflösbare Widersprüche und möglicherweise Provokationen zu beschreiben. Natürlich ist es etwas anderes, ob ein Ding „funktioniert“ oder „stört“. Aber die grundlegende Entsprechung im Sprachbild des Netzes wäre immer eine banale räumliche Struktur: eine „Linie“²⁴. Diese Vereinfachung hin zu einer relativ gleichförmigen Visualisierung wird jedoch den vielfältigen Arten von Beziehungen zwischen Dingen und Menschen kaum gerecht. Nicht anders als die oben skizzierten Theorien ist implizit das Netzwerk ein Zugang, der Materialität stabilisiert.²⁵ Die drei schon

23 Graham Harman: *Der dritte Tisch*. Ostfildern 2012.

24 Tim Ingold: *Lines. A Brief History*. London 2007.

25 Lars Gertenbach: *Entgrenzungen der Soziologie*. Bruno Latour und der Konstruktivismus. Weilerswist 2015; Dick Pels, Kevin Hetherington, Frédéric Vandenberghe: *The Status of the Object. Performances, Mediations, and Techniques*. In: *Theory, Culture and Society*, 19(5/6), 2006, S. 1–21.

einmal genannten Defizite, (1) problematische Aufwertung, (2) Auslöschung komplexer Wahrnehmung zugunsten bestimmter „Funktionen“ und (3) Stabilisierung der Rolle des Materiellen auf der sozialen Ebene, sind also, wenn auch eingeschränkt, ebenfalls für ANT festzustellen.

Um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, sei hier betont, dass ANT durchaus verdienstvoll ist, wenn es um die Überwindung der cartesianischen Teilung der Welt geht. Dinge sind demnach nicht mehr kategorial „unterhalb“ des Humanen angesiedelt. Sie sind nicht nur dienlich und auch nicht einfach bedeutungsvolle Repräsentationen. Diese Leistung gilt es anzuerkennen, auch wenn dieses Konzept weit davon entfernt ist, die multiplen Rollen alltäglicher Dinge so zu beleuchten, dass auf dieser Grundlage eine plausible Beschreibung ermöglicht wird.

Der von Latour eingeschlagene Weg der Annäherung an die Welt der Dinge wurde von anderen weiter beschritten. So fragt Karen Barad in einem Essay, ob nicht Anordnungen von Dingen als solche als ein eigenständiger Diskurs zu lesen wären. Wenn die Dinge bedeutungsvolle Aussagen hervorbringen können, so gibt es zumindest aus Sicht der Kulturwissenschaften keinen Grund mehr, von der Vorrangstellung des Menschen auszugehen.²⁶ An die Stelle des Humanismus tritt damit der Posthumanismus. Für solche Ansätze gibt es noch weitere Benennungen, wie zum Beispiel den des *Neuen Materialismus*. Christopher Witmore, der diesen Begriff näher ausführt, wendet sich gegen die stabilisierende Funktion von Netzwerken und plädiert für die Anwendung des Konzepts der *Assemblagen* auch in diesem Feld.²⁷ Dinge in Assemblagen müssen nicht immer miteinander verbunden sein. Aber ihre Gegenwart kann eine machtvollere Aussage haben, ganz ohne dass Menschen an der Anordnung solcher Dinge beteiligt sind. Denkt man etwa an Prozesse der natürlichen Sedimentierung, wie etwa die Konzentration von Plastikobjekten in bestimmten Bereichen des Pazifischen Ozeans, so scheint dieser Gedanke plausibel.²⁸ Mit Jane Bennett könnte man von einer

26 Karen Barad: *Matter Feels, Converses, Suffers, Desires, Yearns and Remembers*. Interview with Karen Barad. In: Rick Dolphijn, Iris van der Tuin (Hg.): *New Materialism: Interviews & Cartographies*. Ann Arbor 2012, S. 48–71; Karen Barad: *Agential Realism. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin 2012.

27 Christopher Witmore: *Archaeology and the New Materialisms*. In: *Journal of Contemporary Archaeology*, 1(2), 2014, S. 203–246.

28 Tobias Goll (Hg.): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster 2013.

spezifischen *Material Agency* sprechen, die eine andere Art von Ökologie begründet, in der Menschen nur noch eine geringe Rolle spielen.²⁹

Zum Beispiel reagieren tropische Wälder auf Klimaveränderungen und zeigen damit eine spezifische Handlungsfähigkeit, unabhängig vom einzelnen Menschen.³⁰ An die Spitze dieses Denkens hat sich jüngst noch einmal Latour gestellt, indem er das sogenannte *Gaia-Konzept* aufgriff. Demzufolge ist die Erde insgesamt ein handelndes System, das in bestimmter Weise auf Veränderungen wie den Klimawandel reagiert. Menschen spielen keine herausgehobene Rolle mehr und werden von dem System der Wechselwirkungen irgendwann eliminiert.³¹

Diese Ansätze sind deshalb attraktiv, weil sie die Unberechenbarkeit der Dinge in besonderer Weise aufgreifen. Das Handeln von Dingen ist nicht nur auf den Menschen hin ausgerichtet und auch nicht nur dann relevant, wenn eine Wechselwirkung mit Menschen entsteht, sondern auch ganz unabhängig davon. Dennoch soll auch hier die Frage gestellt werden, ob dies in allen Fällen zutrifft. Ist nicht neben dem Handeln auch die Passivität der Dinge als eine Eigenschaft zu berücksichtigen? Diese rhetorische Frage zielt nicht auf die Rückkehr zur im europäischen Denken so tief verwurzelten Passivität oder Dienlichkeit der Dinge ab. Mit dieser Frage ist vielmehr das Anliegen verbunden, unterschiedliche Ebenen von Beziehungen zwischen Mensch und Ding genauer zu betrachten. So, wie es eine falsche Verkürzung darstellt, das Materielle kategorial dem passiven Teil der Welt zuzuordnen, so ist es auch einseitig, eine wie auch immer geartete Aktivität oder Handlungsfähigkeit der Dinge als Vorbedingung für ihre Präsenz anzunehmen. Das erste Anliegen einer Befassung mit materieller Kultur sollte es vielmehr sein, Aktivität und Passivität, Bedeutsamkeit und Bedeutungslosigkeit

29 Jane Bennett: *Vibrant Matter. A Political Ecology of Things*. Durham 2010; Jane Bennett: *Powers of the Hoard: Further Notes on Material Agency*. In: Jeffrey J. Cohen (Hg.): *Animal, Vegetable, Mineral. Ethics and Objects*. Washington, D.C. 2012, S. 237–269.

30 Eduardo Kohn: *How Forests Think. Toward an Anthropology Beyond the Human*. Berkeley 2013.

31 Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*. Paris 2012; Bruno Latour: *Waiting for Gaia. Composing the Common World Through Art and Politics*. In: Albena Yaneva, Alejandro Zaera-Polo (Hg.): *What is Cosmopolitical Design? Design, Nature and the Built Environment*. Farnham 2015, S. 21–33.

nebeneinander zu sehen und auch die Übergänge dazwischen zu erkennen und zu beschreiben.

Wenn es darum geht, den Status der Dinge – aktiv-handelnd oder passiv – offenzuhalten, so ist es sinnvoll, nach kulturspezifischen Weltbildern und der Rolle der Gegenstände darin zu fragen. Auch wenn dies oftmals nur implizit gilt, so ist der Status des Materiellen doch regelmäßig mit einem bestimmten Weltbild verbunden. Auf die verheerenden Wirkungen der cartesianischen Teilung der Welt als Grundmuster einer spezifischen Ontologie des westlichen Denkens wurde bereits hingewiesen. Könnte es also sein, dass in Gesellschaften, die nicht durch diese Tradition belastet sind, andere Weltbilder gedacht werden?

Während in der langen Denktradition des Westens Dinge stets passiv und lediglich als Ausdruck von zuvor entwickelten Gedanken aufgefasst wurden, wäre es doch einen Versuch wert, das „Denken in den Dingen“ zu verorten, wie es Martin Holbraad vorgeschlagen hat. Ihm zufolge wäre es lohnend zu prüfen, wie Dinge das Denken beeinflussen, wenn sie nicht mehr nur „nachgeordnete Elemente“ in einem menschenzentrierten Universum wären.³² Tatsächlich gibt es ja Gesellschaften, in denen die grundlegende Unterscheidung nicht zwischen Menschen hier und der belebten oder unbelebten Natur dort verläuft. Menschen stehen in solchen Gesellschaften in einer Gruppe mit bestimmten Tieren (zum Beispiel Totems) oder die Zugehörigkeit zu solchen Gruppen an sich wird als veränderlich gedacht: Bestimmte Tiere werden vorübergehend als menschengleich betrachtet,³³ manche Menschen werden mit Bäumen assoziiert.³⁴ Ein klassisches Beispiel dafür sind totemistische Vorstellungen, bei denen Tiere, Pflanzen oder Dinge in eine gemeinsame Gruppe mit Menschen gestellt werden. Diese – mitunter nur für einen bestimmten Zeitraum gültige – Gleichstellung von Menschen mit Tieren oder Sachen als *Totem* weckt eine besondere Sensibilität für Eigenschaften solcher nichtmenschlichen Entitäten und erweitert auf diese Weise das Spektrum der Wahrnehmungen.³⁵

32 Martin Holbraad (Hg.): Can the Thing Speak? (= Open Anthropology Press Working Paper, 7). London 2011.

33 Lucas Bessire: Behold the Black Caiman. A Chronicle of Ayoreo Life. Chicago 2014.

34 Philippe Descola, Gisli Pálsson: Introduction. In: Dies. (Hg.): Nature and Society. Anthropological Perspectives. London 1996, S. 1–21; Philippe Descola: Die Ökologie der Anderen. Berlin 2014.

35 Irene Albers, Anselm Franke (Hg.): Animismus. Revisionen der Moderne. Zürich 2012.

Die westliche ontologische Tradition würde solche Vermischungen als kategorialen Fehler zurückweisen. Wäre es nicht – gegen diese Denktradition – eine bereichernde Alternative, kategoriale Unterscheidungen auf der Ebene der Konzepte zurückweisen und den Status von Dingen erst durch die Beobachtung von deren Gegenwart zu klären? Ein sakrales Objekt wie z. B. ein Totem, wäre diesem Zugang zufolge eben nicht nur eine „Repräsentation“ eines transzendenten Wesens, sondern stünde in seinem Gebrauch und in seinen Eigenschaften für die Art der Existenz des Gottes oder Geistes.³⁶ Sobald die westliche kategoriale Einordnung überwunden wird, sind Dinge nicht mehr nur oberflächlicher Ausdruck von Vorstellungen, sondern können für das gelten, für das sie in der betreffenden Gesellschaft aufgefasst werden.

Ontologische Ansätze vertreten die Auffassung, es gäbe viele unterschiedliche Arten, die Beziehungen zwischen Menschen, nichtmenschlichen Lebewesen und Dingen in der Welt zu erklären. Wenn man die Existenz einer Vielzahl von Ontologien annimmt, dann folgt daraus die Notwendigkeit, den Status des Materiellen in der Lebenswelt jeweils spezifisch und sorgfältig zu klären. In den neueren Beiträgen zu dieser Debatte wird deshalb immer wieder betont, wie irreführend Erklärungen zur Bedeutung einer Sache sein können, wenn sie keine Information zum Status des Materiellen geben. „Mit den Dingen denken“³⁷ verlangt zunächst, die spezifischen Wahrnehmungsweisen genau zu prüfen. Das gilt gerade auch für ganz alltägliche Objekte, die möglicherweise dadurch eine politische Bedeutung erhalten.³⁸ Ein gutes Beispiel dafür ist die Rolle von Bäumen und Wäldern. Zwar gibt es mehr und mehr ein öffentliches Bewusstsein für die hohe Bedeutung von Wäldern. Aber, wie Eduardo Kohn ausgeführt hat, wäre unsere Sensibilität für Wälder und für unsere

36 Martin Holbraad: *Das wilde Denken in Dingen: Ethnologie und Pragmatologie*. In: Philipp W. Stockhammer, Hans P. Hahn (Hg.): *Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen* (= Tübinger Archäologische Taschenbücher, 12). Münster 2015, S. 65–80.

37 Arnaud Halloy: *Objects, Bodies and Gods: A Cognitive Ethnography of an Ontological Dynamic in the Xangô Cult (Recife, Brazil)*. In: Diana E. Santo, Nico Tassi (Hg.): *Making Spirits. Materiality and Transcendence in Contemporary Religions*. London 2013, S. 133–158; Amiria Henare, Martin Holbraad, Sari Wastell (Hg.): *Thinking through Things. Theorising Artefacts in Ethnographic Perspective*. London 2006.

38 Steve Woolgar, Javier Lezaun: *The Wrong Bin Bag. A Turn to Ontology in Science and Technology Studies?* In: *Social Studies of Science*, 43(3), 2013, S. 341–362.

Abhängigkeit von ihnen nicht doch noch größer, wenn Menschen dem Beispiel der Runa-Indianer des Amazonas folgten und ihre Existenz als das Ergebnis eines Dialogs mit den Wäldern auffassen würden? Wie wäre es, wenn die Erde nicht als der Lebensraum des Menschen, sondern anstelle dessen als ein geteilter Lebensraum von Menschen und Wäldern aufgefasst würde? Zweifellos könnte das von Kohn mit dieser Frage als Modell präsentierte Weltbild einen wichtigen Beitrag zur Zukunftsfähigkeit der Menschheit leisten.³⁹

Die Vorstellung einer ontologischen Pluralität wurde in den letzten Jahren wesentlich durch Untersuchungen zu materieller Kultur unterstützt. Im Feld der materiellen Kultur sind Studien zur Ontologie heute ein wichtiges, mehrfach angewendetes theoretisches Konzept.⁴⁰ Dennoch ist der Status dieses neuen Konzeptes noch nicht geklärt. Eine Debatte aus den Jahren 2014 und 2015 zeigt spezifische Schwächen: So wirft David Graeber den Verfechtern einer ontologischen Wende vor, eine neue Form der radikalen Alterität zu erzeugen: Die Unterschiede zwischen Kulturen werden zu hoch bewertet und Ontologie wird zu einem zentralen Kriterium des „Andersseins“, so wie es vor fünfzig Jahren mit dem Begriff der „Kultur“ der Fall war.

Eine alte, obgleich immer auch als problematisch empfundene Grundlage der Ethnologie, nämlich der Kulturrelativismus, wird dadurch infrage gestellt.⁴¹ Nicht ohne eine gewisse Berechtigung wäre zu fragen, ob Menschen in ihrem Alltag tatsächlich immer das Bild einer Weltordnung im Kopf haben. Sind Ontologien im Hinblick auf den Status des Materiellen so eindeutig, wie es deren Proponenten wahrhaben wollen? Eine solche Festlegung auf dem Umweg über die Beschreibung einer Ontologie des Anderen ist möglicherweise eine neue Form der kolonialen Domination.⁴² Könnte es nicht so sein, dass der Status von Dingen

39 Wie Anm. 30.

40 Diana Coole, Samantha Frost (Hg.): *New Materialisms. Ontology, Agency, and Politics*. Durham 2010.

41 David Graeber: *Radical Alterity is Just Another Way of Saying „Reality“*. A Reply to Eduardo Viveiros de Castro. In: *Hau. Journal of Ethnographic Theory*, 5(2), 2015, S. 1–41.

42 Jafari S. Allen, Ryan C. Jobson: *The Decolonizing Generation: (Race and) Theory in Anthropology since the Eighties*. In: *Current Anthropology*, 57(2), 2016, S. 129–148.

oftmals ungeklärt bleibt und erst in sozialen Kontexten sowie durch Dingpraktiken ein Konsens darüber herbeigeführt wird.⁴³

Schluss: Für eine Beschreibung des Alltäglichen

Materielle Kultur bleibt eine Herausforderung. Dies gilt nicht nur, wie in den letzten Abschnitten erläutert, weil die bisherigen Theorien im besten Fall nur teilweise überzeugende Erklärungen zur sozialen und kulturellen Rolle der Objekte dargelegt haben. Der herausfordernde Charakter hat mindestens in gleichem Maße damit zu tun, dass eine Einbettung in eine übergreifende Fachgeschichte kulturwissenschaftlicher Disziplinen fehlt.⁴⁴ Neuere Theorien scheinen das zu kompensieren. Möglicherweise schießen sie aber über das Ziel hinaus, indem sie den Dingen im kulturellen Kontext ein Gewicht verleihen, das weit über die ethnografisch zu beobachtende Rolle vieler Objekte im Alltag hinausgeht. Latour machte aus der Zuweisung eines besonderen Gewichts sogar ein Sprachspiel, indem er nach den „fehlenden Massen“ in den Kulturwissenschaften fragte.⁴⁵

Hinter der Sorge um die angemessene Beschreibung des Materiellen steht eine epistemische Frage: Ist es das Ziel der Forschungen zu materieller Kultur, Lebenswelten und deren Einbettung in Materialitäten zu beschreiben? Oder sollten solche Studien nicht auf einzelne, hoch bedeutsame Gegenstände ausgerichtet sein? Für die mit der zweiten Frage verbundene Strategie spricht die Fokussierung: Ein herausgehobenes Beispiel kann mehr Einsichten eröffnen als die Komplexität des Zusammenhangs von einer großen Anzahl an Dingen. Dennoch ist die Alltäglichkeit der Dinge eine Herausforderung von besonderer Dringlichkeit.⁴⁶

43 Don Slater: Ambiguous Goods and Nebulous Things. In: *Journal of Consumer Behaviour*, 13(2), 2014, S. 99–107.

44 Hans Peter Hahn: Von der Ethnografie des Wohnzimmers zur „Topografie des Zufalls“. In: Elisabeth Tietmeyer (Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur*. Münster 2010a, S. 9–22.

45 Bruno Latour: Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts. In: Wiebe E. Bijker, John Law (Hg.): *Shaping Technology / Building Society. Studies in Sociotechnical Change*. Cambridge, Mass. 1992, S. 225–258.

46 Sophia Prinz: Formen des Gebrauchs. Über die alltägliche Ordnung der Dinge. In: Yana Milev (Hg.): *Design Kulturen. Der erweiterte Designbegriff im Entwurfsfeld der Kulturwissenschaft*. Paderborn 2013, S. 33–44; Hans Peter Hahn:

Wenn die Verflechtungen von Menschen und Dingen im Mittelpunkt einer am Alltag orientierten kulturellen Analyse von Materialität stehen sollen, so ist die Verschiedenheit unterschiedlicher Relevanzebenen und die unterschiedlicher Arten der Wahrnehmung genauso mit zu bedenken wie das Unabgeschlossene und die Offenheit von Dingen für immer neue Bedeutungen und Zuordnungen.⁴⁷

Die alltägliche Gegenwart von Dingen, die bisweilen wichtig, sehr oft aber auch ohne jede Bedeutung ist, muss zunächst als ein ethnografisches Ergebnis herausgestellt werden. Es gibt zu diesen Thema nicht viele Studien, aber die wenigen verfügbaren Untersuchungen zeigen ein „Durcheinander“, ein ungeordnetes „Nebeneinanderstellen“ von wichtigen wie unwichtigen Dingen.⁴⁸ Wesentlich ist dafür die zeitliche Instabilität: Die Zusammensetzung der Dinge, wie auch die Zahl materieller Objekte in der Umwelt verändern sich ständig.⁴⁹ Die Präsenz der Dinge ist ein wichtiges kulturelles und soziales Faktum.⁵⁰ Dem gegenüber stehen jedoch auch Wahrnehmungen einer ganz anderen Zeitlichkeit, wenn die lange Existenzdauer der Dinge und des Erinnerns an und über Dinge berücksichtigt wird.⁵¹

Die in diesem Beitrag diskutierten Theorien verfehlen ganz überwiegend eine angemessene Bewertung der laufend stattfindenden Veränderungen in den Mensch-Ding-Beziehungen. Prozesse, die zur schnellen Abwertung und einem „In-Vergessenheit-Geraten“ oder auch zu einer raschen Aufwertung führen, werden nicht hinreichend berücksichtigt. Das Nebeneinander von Dingen, die Gleichzeitigkeit von Objekten mit sehr unterschiedlichen Rollen und Relevanzen in der Lebenswelt des Einzelnen wird in den genannten Konzepten nicht immer angemessen

Wahrnehmungsweisen von Dingen. Zu den Herausforderungen der Alltäglichkeit des Materiellen. In: Julia Reuter, Oliver Berli (Hg.): *Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur*. Wiesbaden 2016, S. 11–20.

- 47 Elizabeth Shove, Frank Trentmann, Richard R. Wilk: *Time, Consumption and Everyday Life. Practice, Materiality and Culture*. Oxford 2009.
- 48 Judy Attfield: *Wild Things. The Material Culture of Everyday Life*. Oxford 2000; Jeanne E. Arnold, Anthony Graesch, Enzo Ragazzini u. a. (Hg.): *Life at Home in the Twenty-First Century. 32 Families Open their Doors*. Los Angeles 2012.
- 49 Irene Cieraad: *Homes from Home: Memories and projections*. In: *Home Cultures*, 7 (1), 2010, S. 85–102.
- 50 Hans U. Gumbrecht: *Präsenz*. Frankfurt a. M. 2012.
- 51 Hans P. Hahn: *Lost in Things. Eine kritische Perspektive auf Konzepte materieller Kultur*. In: Philipp Stockhammer, Hans Peter Hahn (Hg.): *Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen*. Münster 2015, S. 9–23.

dargestellt. Anstatt die Dinge als Assemblagen zu betrachten, werden Netzwerke und Ontologien von Dingen aufgerufen, obgleich beides eine unrealistische Stabilität der materiellen Welt insinuiert.

Die hier knapp skizzierten Konzepte unterstellen eine überraschende Nähe oder zumindest eine Unmittelbarkeit in der Auseinandersetzung mit Dingen. Sicherlich ist es lohnend, die geschätzten, die nützlichen oder auch die verfügbaren Dinge zu betrachten. Das Konzept der *feinen Unterschiede* wie auch das Arbeitsmodell vom *Netzwerk* versetzen den interessierten Fachmann für materielle Kultur in die Lage, sowohl die instrumentell nützlichen Dinge wie auch die bedeutungsvollen und die provozierenden, störenden Dinge zu beschreiben.

Was ist aber mit materiellen Objekten, deren Status in einer ungeklärten Ambiguität verbleibt? Wie ist es möglich, mit solchen Modellen die Entdeckung, oder, genauer, das Aufmerksam-Werden auf neue Eigenschaften abzubilden? Es ist sinnvoll, auch die Aufrechterhaltung einer gewissen Distanz zwischen Menschen und Dingen in Modelle der Mensch-Ding-Beziehungen mit aufzunehmen.⁵² Die wissenschaftliche Beschäftigung mit materieller Kultur darf nicht dort eine Klarheit unterstellen, wo der alltägliche Umgang von viel Unklarheit und Nichtwissen geprägt ist. Menschen haben keine klare Meinung zu den Dingen, von denen sie umgeben sind, die Bewertung, wie auch die Einschätzung von Nähe oder Distanz eines Gegenstandes hängt von dem Blickwinkel ab, den man einnimmt.⁵³ Viele Wahrnehmungen bleiben inkohärent; was der Platz eines materiellen Objektes in der Lebenswelt ist, kann für lange Zeiträume ungeklärt bleiben. Die Dinge befinden sich in der Schwebe. Die Offenheit der Objekte ist nicht eine „Störung“ in der Theoriebildung, sondern der angemessene Ausgangspunkt dafür.⁵⁴

Die Überbetonung der verlässlichen, stabilen Seite des Materiellen ist zunächst einmal eine wissenschaftlich motivierte Einseitigkeit, die erst in den letzten Jahren erkannt und überwunden wurde. Dinge aus ihren Funktionen und Bedeutungen heraus zu erklären, ist

52 Bjørnar Olsen: Keeping Things at Arm's Length. In: *World Archaeology*, 39(4), 2007, S. 579–588.

53 Hans Peter Hahn: Things in the Back Mirror. Über Wechselwirkungen zwischen Arten zu sehen und Vorstellungen von Dingen. In: *ARTES Jahrbuch*, 2015/2016, S. 76–86.

54 Antoine Hennion: Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit. In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, 2 (1), 2011, S. 93–110.

unbefriedigend, wenn man an die vielen Gegenstände denkt, deren Funktionen nicht erschließbar sind oder im Alltag bedeutungslos bleiben. Schon die Berücksichtigung der Tatsache, dass Objekte durch ihre materielle Präsenz an erster Stelle Wahrnehmungen auslösen, mitunter auch irritierende Eindrücke hervorrufen, ist eine wichtige und dringend notwendige Erweiterung.

Eine nachhaltige Theorie materieller Kultur muss auf eine Festlegung oder Stabilisierung der Objekte verzichten. Anstatt eine bestimmte Wahrnehmungsweise vorzugeben oder eine epistemische Praxis als allein gültige herauszustellen, muss die Frage nach der Art des Sehens von Dingen in den Vordergrund gestellt werden. Die Dinge haben keinen eindeutigen und festen Platz in der Gesellschaft. Vielmehr ist materielle Kultur eine Herausforderung durch die zusätzliche Komplexität, die durch eine sorgfältige Berücksichtigung der vielen Perspektiven auf das Materielle unausweichlich wird.

Hans Peter Hahn, The Questionable Episteme of Materiality. Why theories of material culture underestimate the complexity of the world of things!

An overview of some of the major theoretical trends in the study of material culture from the 19th to the 21st centuries reveals a surprising bias in these models. While not an exhaustive survey, this article uses examples ranging from Karl Marx to Bruno Latour to show that concepts about material culture are shaped by what are often barely acknowledged weaknesses. These shortcomings find expression in certain assumptions, which often lead to false evaluations of the material that are difficult to maintain. Specifically, these are: (1) over-valuing the material, (2) erasing complex and contradictory perception in favour of certain „functions“ and (3) stabilising the role of the material at a social level.

Current trends in the study of material culture appear to have recognised this problem and seek to counteract it by placing a new focus on how things are dealt with that cannot be categorised as having a direct link to consumption. Examples of this are the interest in recycling or in the substances and materials from which objects are made. In particular, everyday things, whose significance for lifeworlds can only be determined through careful, ethnographic research, demand a more sensitive approach to ambivalent value judgements, as does our lack of knowledge with regard to the things people use on an everyday basis. A greater level of opening is still needed on the path towards a sustainable theory of material culture. Material things are not simply an extension of existing fields of discourse but should be understood as presenting a distinct challenge in their own right.

Am Rande des Münchner Wohnungsmarkts.

Subjektmodelle und moralische Anrufungen in Reportagen zur Wohnungssuche

Laura Gozzer

Anhand einer Serie von Artikeln zu Wohnungsnot in München fragt der medienanalytische Beitrag, auf welche Weise gegenwärtige Wohnpreise und -vergaben in der Presse problematisiert werden. Durch das Anprangern von profitorientierten Vergabepaxen, das Skandalisieren prekärer Wohnverhältnisse, eine empathische Bezugnahme auf Bedürftige und die Inszenierung karitativer Vorbilder stellen die analysierten Sozialreportagen diskursive Praxen moralischer Anrufung dar.

„Zu viert auf 35 Quadratmetern“¹

So lautet der Titel einer im Januar 2016 in der Münchner *Abendzeitung* erschienenen Reportage. Eine Fotografie zeigt die betroffene Familie auf einer schwarzen Ledercouch. Auf dem Schoß des Mannes sitzt ein Junge, beide blicken ebenso wie die Mutter lächelnd in die Kamera. Vor ihnen ist ein schlafendes Baby auf die Couch gebettet. Folgender Teaser leitet den Artikel ein: „Matratzen statt Betten und Frühstück am Couchtisch: Obwohl Fuat Izairi zwei Jobs hat, findet seine kleine Familie keine Wohnung“.² Auf einer weiteren Fotografie ist die Frau mit Baby auf dem Arm in einer kleinen Küche zu sehen. Ihre Wohnsituation beschreibt sie als „Katastrophe“. „Es gibt keinen Platz zum Spielen, keine Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Mein Mann ist total übermüdet, weil das Baby nachts weint und er keinen Schlaf findet und dann müde zur

1 N.N.: Zu viert auf 35 Quadratmetern. In: *Abendzeitung*, Nr. 6/1, 9.1.2016, S. 9.

2 Ebd.

Arbeit fährt. Wir sind mit den Kräften am Ende.“³ Der Bericht endet mit der Zeile: „Wohnungsangebote oder Hinweise an: 0911-52 02 58 30 oder deinestadt@immowelt.de.“⁴ Knapp drei Monate nach dem Erscheinen des Artikels ist online von einem Happy End für Familie Izairi zu lesen. „Über die soziale Immowelt-Initiative ‚Verändere Deine Stadt‘ wurde das Schicksal der Familie in den Medien bekannt. Wenig später konnte das Ehepaar schon jubeln“⁵, heißt es in dem Text. Dank eines Angebots der städtischen Wohnbaugesellschaft Gewofag konnten die vier „[e]ndlich raus aus der Enge und rein ins neugebaute Heim“⁶. Das Paar meldet sich im Bericht erleichtert zu Wort: „Wir standen schon vorher ewig auf diversen Wartelisten, dass es jetzt bei der Gewofag geklappt hat, ist unglaublich!“⁷ Dieses Beispiel steht stellvertretend für eine Reihe an Reportagen zu Wohnungsgesuchen und -vermittlungen, die aus der Initiative eines Immobilienplattform-Unternehmens hervorgingen und zwischen 2013 und 2016 in lokalen Münchner Zeitungen veröffentlicht wurden. Sie dienen dem Beitrag als Materialgrundlage, um sich der gegenwärtigen Problematisierung des Münchner Wohnungsmarkts aus kulturwissenschaftlicher Perspektive anzunähern.⁸ Im Zentrum der Analyse steht zunächst die Frage, wie in den ausgewählten Texten ideale Subjektmodelle⁹ entworfen werden, sowohl bezogen auf „würdige“ Wohnungssuchende als auch auf moralisch auftretende UnterstützerInnen. Die Ergebnisse werden sowohl mit erzähltheoretischen Impulsen der Europäischen Ethnologie als auch mit Michel Foucaults Ausführungen zu Selbsttechniken und deren Formulierung in Texten mit „etho-poetischer Funktion“¹⁰ zusammengedacht, um zu verstehen, wie die Wohnungsmarktverhältnisse in

3 Ebd.
4 Ebd.
5 Andrea Uhrig: Endlich raus aus der Enge und rein ins neugebaute Heim. Veröffentlicht am 31.3.2016, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0259-raus-aus-der-enge-rein-ins-neue-heim.html> (Zugriff: 8.12.2016).
6 Ebd.
7 Ebd.
8 Als Teil des Projektes *Wohnen und Wohnraumpolitik in München* der interdisziplinären DFG-Forscherguppe *Urbane Ethiken* werden die gemeinsam diskutierten Konzepte herangezogen.
9 Zum Begriff des Subjektmodells siehe Andreas Reckwitz: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist 2006.
10 Michel Foucault: Der Gebrauch der Lüste (=Sexualität und Wahrheit, 2). Frankfurt a.M. 1993 [EA 1986], S. 20 f.

München gegenwärtig zum „Gegenstand moralischer Sorge und Beunruhigung“¹¹ werden. Der Beitrag geht in drei Schritten vor: Zunächst werden die Reportagen in den Kontext der Wohnraumkrise in München gestellt und dabei die Rolle des Immobilienplattformbetreibers Immowelt als Textproduzent diskutiert. Im zweiten Abschnitt stehen die Subjektmodelle im Fokus, welche die Reportagen im Hinblick auf Wohnungssuchende formulieren, während im dritten Abschnitt die Subjektangebote für HelferInnen und UnterstützerInnen betrachtet werden. Zum Schluss folgt eine Verdichtung der Ergebnisse auf drei Aspekte hin.¹²

Problematisierungen des Wohnungsmarktes

Seit Beginn der 2000er Jahre ist vermehrt von der „Wiederkehr der Wohnungsfrage“¹³ in Deutschland die Rede. JournalistInnen, WissenschaftlerInnen sowie WohnungsmarkttakteurInnen konstatieren die sogenannte neue Wohnungsnot besonders mit Blick auf prosperierende Städte und führen sie auf steigende Grund-, Immobilien- und Mietpreise zurück.¹⁴ München gilt mit einem durchschnittlichen Kaltmietpreis von 16,55 Euro pro Quadratmeter bei Neuvermietung¹⁵ als Gipfel des Eisbergs in Deutschland. Neben der schier aussichtslosen Situation für Geringverdienende,¹⁶ bedrohe die Wohnungsnot hier, so der Tenor,

11 Ebd., S. 17.

12 Ich danke an dieser Stelle den beiden anonymen GutachterInnen für ihre anregenden Hinweise sowie der Zeitschriftenredaktion für die Betreuung.

13 Andrej Holm: Die Wiederkehr der Wohnungsfrage. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Wohnen (=Aus Politik und Zeitgeschichte, 20/21). Bonn 2014, S. 25–30.

14 Vgl. dazu zum Beispiel Alexander Jung: Die neue Wohnungsnot. In: Der Spiegel 15/2016, S. 10–18.

15 Die Zahl bezieht sich auf Neuvertragsvermietungen im 1. Quartal des Jahres 2017 und wurde von der Statista GmbH, einem Statistik-Unternehmen, das ein Online-Portal betreibt, ermittelt, vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1885/umfrage/mietpreise-in-den-groessten-staedten-deutschlands/> (Zugriff: 29.6.2017)

16 Die Stadt München besitzt über kommunale Wohnbaugesellschaften circa 71.000 Wohnungen, von denen jährlich circa 3.200 vergeben werden. Diesem Angebot standen 2016 24.000 AntragstellerInnen gegenüber. Auf der Homepage der Stadt wird daher empfohlen, „trotz Antragstellung aktiv eigenverantwortlich nach einer Wohnung zu suchen“, vgl. <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Sozialreferat/Wohnungsamt/Sozialwohnung.html> (Zugriff: 5.7.2017).

längst schon weite Teile der gesellschaftlichen Mitte. Immobilien als Spekulationsobjekte und innerstädtisches Wohnen als Ware, welche zunehmend nur noch für die vermögendsten Schichten der Gesellschaft erschwänglich ist, bilden den Kern wissenschaftlicher, medialer und alltäglicher Auseinandersetzungen, an denen diverse AkteurInnen beteiligt sind. Diese Beobachtung deckt sich mit der Einschätzung der Geografin Susanne Heeg, die schreibt, dass die angespannten Verhältnisse auf den Immobilienmärkten Deutschlands „von vielen AkteurInnen als beunruhigend wahrgenommen“ werden. „Nicht nur MieterschützerInnen, sozialpolitische AkteurInnen und KritikerInnen einer Eigentumsorientierung im Wohnungsbereich formulieren Bedenken [...], sondern auch InteressensvertreterInnen der Wohnungswirtschaft, ImmobilienhändlerInnen und -beratungen werfen Fragen über die soziale und ökonomische Tragfähigkeit der gegenwärtigen Preisentwicklungen auf.“¹⁷

Dass Debatten vermehrt in ethischen Registern geführt werden, ist eine Hypothese der 2014 gegründeten DFG-Forscherguppe „Urbane Ethiken“, die interdisziplinär und in verschiedenen Städten Diskurse und Praxen rund um das gute Leben in der Stadt bzw. das gute städtische Leben untersucht. Urbane Ethiken werden dabei verstanden als „a field in which a range of actors in cities articulate and negotiate moral and social ideals, principles and norms. Ethical debates problematize and challenge what has been taken for granted or seen as normal. Ethics as a set of attempts to proscribe specific ways of conduct and the formation of good urban subjects living good urban lives are inevitably shaped by specific contexts.“¹⁸ Am Beispiel Münchens, der drittgrößten Stadt Deutschlands, frage ich gemeinsam mit Johannes Moser, Simone Egger und Libuše Vepřek ¹⁹ danach, wie insbesondere Angehörige der Mittelschicht mit den Wohnungsmarktverhältnissen umgehen und inwieweit sie sich dabei auf Vorstellungen von einer guten Stadt beziehen, also

17 Susanne Heeg: Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 1, 2013, S. 75–99, hier S. 90. [Die Schreibweise mit Binnen-I wurde von der Autorin aufgrund der Einheitlichkeit angeglichen]

18 Eveline Dürr, Moritz Ege, Johannes Moser u.a.: Urban Ethics – Towards a Research Agenda on Cities, Ethics and Normativity. [im Peer-Review-Verfahren], S. 5.

19 Libuše Vepřek sei an dieser Stelle für ihre maßgebliche Beteiligung an der Recherche und Analyse für den Beitrag gedankt.

ethisch argumentieren.²⁰ Dazu führen wir ethnografische Erhebungen in verschiedenen Feldern durch: sich neu gründende Wohngenossenschaften, Wagenparks und wohnaktivistische Gruppen.

Neben ihnen sind auch Berichterstattungen in lokalen Zeitungen maßgeblich an der Problematisierung hiesiger Wohnungsmarktlogiken beteiligt. Dabei finden sich wiederholt in der *Abendzeitung*, in der *tageszeitung*, im *Münchner Merkur* oder in der Regionalausgabe der *BILD* für München Artikel, die unter Überschriften wie „Flucht aus Syrien. Diese Großfamilie sucht eine Wohnung in München“²¹ oder auch „Großfamilie Koch hat nach drei Jahren im Obdachlosenheim ein neues Zuhause“²² Einzelschicksale portraituren. Die kurzen Reportagen sind geprägt von kulturell eingebetteten Erzählmustern, einem emotionalisierenden Schreibstil sowie einer Mitleid evozierenden Bebilderung. Fleißige, überarbeitete Familienväter und besorgte, schwangere oder alleinerziehende Frauen werden als Opfer eines unbarmherzigen Wohnungsmarkts präsentiert und ihre prekären Wohnverhältnisse alltagsnah illustriert. Häufig treten in den Reportagen private VermieterInnen oder AkteurInnen der Wohnungswirtschaft auf, die den als bedürftig Präsentierten helfen. Ihr Eingreifen wird in den Texten mit moralischen Werten begründet und damit dem vorherrschenden Ziel der Profitmaximierung auf dem Immobilienmarkt entgegengestellt. Das Verweben dieser verschiedenen Narrative stellt eine Textstrategie dar, die auf das Evozieren von Empathie abzielt, schlechte Wohnverhältnisse in einer reichen Stadt skandalisiert und zugleich gute Gegenbeispiele, sogenannte „Vermieter mit Herz“²³, lobt.

Was sagen diese Texte über die Sorge hinsichtlich des lokalen Wohnungsmarktes und der Entwicklung der Stadt München aus kulturwissenschaftlicher Perspektive aus? Unlängst hat Ina Merkel für eine verstärkte

20 Während Mittelschicht hier nicht im Fokus der Betrachtung steht, widmen wir uns in anderen Feldern expliziter einer klassenanalytischen Perspektive, siehe das durch Johannes Moser und Simone Egger geleitete Panel *The vulnerable middle class? Strategies of housing in a prospering city* im Rahmen des SIEF-Kongresses 2017.

21 Andrea Uhrig: Flucht aus Syrien nach München. Diese Großfamilie sucht eine Wohnung. *Abendzeitung* online, 28.12.2015, <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.flucht-aus-syrien-nach-muenchen-diese-grossfamilie-sucht-eine-wohnung.45276a07-18fa-4boe-a4da-eba6dbb76f98.html> (Zugriff 20.12.2016).

22 Andrea Uhrig: Großfamilie Koch hat nach drei Jahren im Obdachlosenheim ein neues Zuhause. In: *Abendzeitung* Nr. 82/15, 10.4.2015, S. 4.

23 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/projektinfos> (Zugriff 5.1.2017).

Beschäftigung mit Medientexten in der Europäischen Ethnologie plädiert: „Medienprodukte bieten einen Zugang zum Verständnis unserer Kultur. Nicht weil sie wahr sind oder unsere Realität abbilden [...], sondern weil sie mit Bedeutungen operieren.“²⁴ Ohne etwas über die Wirkung der Texte bei den Rezipierenden sagen zu können, geben Medienanalysen Aufschluss darüber, so Merkel, welche „Bedeutungen im kulturellen Raum kursieren und wie sie sich zueinander verhalten“.²⁵ Ich interessiere mich für die in den genannten Artikeln dargestellten Subjektentwürfe.²⁶ Mit Andreas Reckwitz' subjekttheoretischem Vokabular verstehe ich die Reportagen als Praktiken, die „Subjektrepräsentationen“ liefern, somit Subjektmodelle und Anti-Modelle zur Darstellung bringen und auf diese Weise Subjektcodes explizieren²⁷. Das Diskursive verortet Reckwitz dabei nicht nur auf Ebene der Bedeutungsproduktion oder -distribution. Vielmehr versteht er die verwendeten Codes als Teil einer umfassenderen Wissensordnung, die sich wiederum in Praktiken einschreibt.²⁸ „Diskurse sind dann als Indikatoren, Verbreitungsformen und Produktionsformen von Subjektcodes zu verstehen, die in Praktiken sedimentiert werden.“²⁹ Der Kulturosoziologe bezieht sich dabei auf Michel Foucault, der die etho-poetische Funktion bestimmter Texte hinsichtlich der Ausbildung von Selbsttechniken betont: „Texte waren als Operatoren gedacht, die es den Individuen erlauben sollten, sich über ihr eigenes Verhalten zu befragen, darüber zu wachen, es zu formen und sich selber als ethisches Subjekt zu gestalten“³⁰. Beide ziehen als Quellen

24 Ina Merkel: Unterströmungen unserer Kultur. Über den Sinn von Medien(text)-analysen. In: Antje van Elsbergen, Franziska Engelhardt, Simone Stiefbold (Hg.): Ansichten – Einsichten – Absichten. Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft. Marburg 2010, S. 263–274, hier S. 264.

25 Ebd.

26 Es besteht ein starker Unterschied zwischen dem Lesen solcher Texte zum Zweck der (kultur)wissenschaftlichen Analyse und dem Lesen zur alltäglichen Unterhaltung, vgl. Hans-Otto Hügel: Genaue Lektüren. Zu Begriff, Theorien und Geschichte der Unterhaltung. In: Brigitte Frizzoni, Ingrid Tomkowiak (Hg.): Unterhaltung. Konzepte – Formen – Wirkungen. Zürich 2006.

27 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 43.

28 Vgl. Andreas Reckwitz: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer, Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M. 2008, S. 188–209, hier S. 202.

29 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 44.

30 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 20 f.

hauptsächlich Ratgeberliteratur heran. Doch auch die für diesen Beitrag ausgewählten Texte formulieren idealtypische Subjektmodelle und Anti-Modelle sowie Codes des vorbildlichen und verwerflichen Verhaltens beim Wohnen und der Wohnraumvergabe. Hier lohnt sich ein Blick auf europäisch-ethnologische Auseinandersetzungen mit dem Erzählen. Silke Meyer interessiert sich, in Anlehnung an Albrecht Lehmann dafür, wie Menschen in ihrem Erzählen an „kulturell etablierte Vorgaben wie an aktuelle kommunikative Konstellationen“ anknüpfen.³¹ Ähnlich lässt sich auch für die vorliegenden Texte fragen: Welche kulturellen Erzählmuster und -figuren prägen die Geschichten? Welche Narrative werden für welche Zwecke genutzt und welche Formen des Erzählens entstehen dabei? Die folgenden Überlegungen sind vor diesem Hintergrund der Frage gewidmet, welche Subjektmodelle anhand welcher Codes angesichts der gegenwärtigen Wohnraumkrise erzählt werden und wie die ausgewählten Reportagen in diesem Bezugsrahmen als Instanzen einer moralischen Problematisierung zu fassen sind.

Eine Immobilienplattform auf der Suche nach „Vermietern mit Herz“

Der Analyse liegen 27 Artikel³² zu Grunde, die zwischen 2013 und 2016 in verschiedenen Münchner Zeitungen analog wie digital³³ erschienen sind und sich auf eine „soziale Initiative“³⁴ des Nürnberger Unternehmens Immowelt beziehen. Die Firma betreibt Online-Immobilienplattformen in Deutschland, Österreich und der Schweiz und initiierte 2013 eine sogenannte „Sozialraum-Plattform“, auf der Wohnungssuchende

31 Silke Meyer: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110, 2014, S. 243–267, hier S. 247.
32 Aufgrund der Dopplung von Subjektcodes und -modellen in den insgesamt knapp 50 veröffentlichten Artikeln der Initiative war eine Auswahl exemplarischer Reportagen zur genaueren Analyse möglich.
33 Auf der Website von *Verändere Deine Stadt* werden die Portraits inklusive fünf bis zehn Fotografien und meistens einem wenige Minuten dauernden Video veröffentlicht. In den Zeitungen umfassen die Portraits bei gleichbleibendem Text ein bis zwei Fotografien.
34 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/?tagid=oabc62206c38473484370bf1d1a32474> (Zugriff: 5.1.2016).

und - anbietende kostenlos inserieren können.³⁵ Die Plattform trägt den Namen *Verändere Deine Stadt* und wurde zunächst für München, später auch für Berlin und Nürnberg lanciert. Unter dem Motto „der guten Sache Platz verschaffen“ werden „Münchener mit Herz und Platz“ gesucht, „die Raum für Flüchtlinge, bedürftige Familien, Vereine oder soziale Initiativen haben“.³⁶ Vor allem die Unterstützung sogenannter „Chancenloser“³⁷ wird zum Programm – Immowelt agiert als Anwalt derjenigen, um deren Not sich sonst niemand zu kümmern scheint. MitarbeiterInnen kontaktieren die Wohnungssuchenden, besuchen manche in ihren Unterkünften und Wohnungen und lassen sich von ihren Lebensverhältnissen berichten. Sie dokumentieren diese Besuche fotografisch sowie teilweise filmisch und veröffentlichen dazu journalistische Texte auf der Website des Portals. Auf dieselbe Weise werden auch Wohnungsvermittlungen durch Immowelt begleitet. Die Texte werden im Anschluss an lokale Zeitungen versendet, um sie einer größeren Öffentlichkeit zu präsentieren.

Schon in dieser Skizze der Entstehung steckt eine erste Erkenntnis: Das Unternehmen positioniert sich als moralische Instanz hinsichtlich der Wohnraumvergabe. Mit dem Betreiben der Sozialplattform und deren Bewerbung folgt Immowelt einer Tendenz zu performativer Wohltätigkeit seitens gewinnorientierter Unternehmen, die im Sinne einer Corporate Social Responsibility deren Symbolpolitik dient. Der Soziologe Ronen Shamir stellt die Moralisierung von Märkten in einen dialektischen Zusammenhang zur Ökonomisierung von öffentlichen Institutionen und Regierungspraktiken.³⁸ So würden die Unternehmen keineswegs durch soziale Bewegungen gezwungen, gemeinwohlorientierter zu agieren. Vielmehr müsse man, so Shamir, die Diskurse und Praktiken der Moralisierung des Marktes als Teil einer neoliberalen Epistemologie verstehen, die jegliche soziale Relationen einer ökonomischen Rationalität unterordnet. Einerseits trage die Moralisierung von Unternehmen kritisches Potenzial, weil der Ruf nach sozialer Verantwortung

35 Luise Laufer: „Verändere deine Stadt“: immowelt.de startet erste Sozialraum-Plattform für München. Veröffentlicht am 3.12.2013, <http://presse.immowelt.de/pressemitteilungen/ag-meldungen/artikel/artikel/veraendere-deine-stadt-immoweltde-startet-erste-sozialraum-plattform-fuer-muenchen.html> (Zugriff: 8.6.16).

36 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/muenchen> (Zugriff: 25.5.2016).

37 <http://news.veraendere-deine-stadt.de/presse.html> (Zugriff: 5.1.2017).

38 Vgl. Ronen Shamir: The Age of Responsibilization: On market-embedded Morality. In: *Economy and Society* 37/1, 2008, S. 1–19.

die Motivation nach finanziellem Mehrwert theoretisch korrigieren könnte, und dennoch sieht Shamir die Entwicklung vor allem kritisch. Sie bedeute andererseits nämlich die zunehmende Ökonomisierung von Moral.³⁹ Das Engagement von Immowelt scheint beispielhaft für diese Überlegungen. Auf einem in den letzten Jahrzehnten zunehmend privatisierten und deregulierten Immobilienmarkt setzen sich nun gewinnorientierte Akteure für eine gerechtere Verteilung von Wohnraum ein und profitieren gleichzeitig davon.

Neben der eben skizzierten Werbung für das Unternehmen tragen die Reportagen weitere Funktionen: Sie sind gleichzeitig Hilfeaufrufe und journalistische Texte, sollen Unterstützung für die Portraitierten motivieren und zugleich LeserInnen unterhalten. In München drucken unter anderem die *Abendzeitung*, die *tz* und die Lokalausgabe der *BILD-Zeitung* die Berichte mit Verweisen auf *Verändere Deine Stadt* ab. Die genannten Zeitungen sind stark lokal-städtisch ausgerichtet und bemühen sich um ein möglichst breites Publikum. In unterschiedlichen Abstufungen können sie zwischen Boulevard und Tagesaktualität verortet werden.⁴⁰ Der Medienwissenschaftler Jürgen Wilke beschreibt das Interesse für „Alltagsgeschichten“ als kennzeichnend für Boulevardzeitungen. „Personalisierung ist der wichtigste Nachrichtenwert. Immer geht es um das Menschliche, ja das allzu Menschliche. Glück und Pech im Leben sind das, worauf es der Boulevardzeitung ankommt.“⁴¹ Armut und Not sind zentrale Themen.

Armendarstellungen gehen weit zurück. So steht beispielsweise die Differenz zwischen Armut und Reichtum im Fokus von mittelalterlichem Schwank und religiösen Texten.⁴² Sozialreportagen zu großstädtischer Armut und Wohnungsnot im Speziellen führt der Historiker Klaus Bergmann auf literarische Formen der Reiseliteratur und des Städtebildes ebenso wie auf Protokolle im Rahmen früher Sozialarbeit zu Beginn

39 Vgl. ebd., S. 3.

40 Alle drei weisen eine „durchgehende Bebilderung und ein buntes Layout“ sowie „eine einfache, zum Teil gefühlsgeladene Sprache“. Jürgen Wilke: *Zeitung*. In: Hans-Otto Hügel (Hg.): *Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen*. Stuttgart, Weimar 2003, S. 520–523, hier S. 523.

41 Ebd.

42 Hans-Walter Nörtersheuser: *Arm und reich*. In: Kurt Ranke (Hg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung* 1. Berlin 1977, Sp. 789–792.

des 19. Jahrhunderts zurück.⁴³ Vor allem um 1900 ist ein starkes wissenschaftliches und populäres Interesse für die Unterschicht in wachsenden Großstädten der Industrialisierung zu verzeichnen.⁴⁴ Neben der neuen Berufsgruppe der JournalistInnen, widmeten sich auch sozialreformerisch Engagierte und KünstlerInnen der Beschreibung von Armen. Sozialreformerische Bestrebungen gingen in diesem Diskursfeld Hand in Hand mit dem Anprangern sozialer Missstände und der Sensationslust eines bürgerlichen Publikums, das die eigene Stadt mystifizierte.⁴⁵ Parallelen zu ethnografischen Vorgehensweisen sind für die Elendsdarstellungen aus historischer Sicht bereits dargelegt worden. So hat Rolf Lindner den Einfluss des frühen Journalismus auf soziologische Stadtforschungen verdeutlicht.⁴⁶ Und auch die in diesem Beitrag analysierten Reportagen erinnern hinsichtlich bestimmter Aspekte an ethnografische Portraits. Das Herausgreifen einzelner Fälle, um generelle Aussagen zu treffen, die Solidarisierung der Schreibenden mit den Ausgeschlossenen, das begleitende Vor-Ort-Sein und die Verwendung von O-Tönen aus Gesprächen sind gemeinsame methodische und stilistische Momente.⁴⁷ Die analysierten Texte können nicht eindeutig einer Gattung zugeschrieben, sondern vielmehr zwischen Spendenaufruf und Werbung, Boulevardgeschichte und Sozialreportage eingeordnet werden. Wie ich im

43 Vgl. Klaus Bergmann (Hg.): *Schwarze Reportagen. Aus dem Leben der untersten Schichten vor 1914: Huren, Vagabunden, Lumpen*. Reinbeck 1984, S. 337–349, hier S. 348.

44 Vgl. Werner M. Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein (Hg.): *Ganz unten. Die Entdeckung des Elends*. Wien, Berlin, London, Paris, New York. 338. Sonderausstellung des Wien Museums. 14. Juni bis 28. Oktober 2007. Wien 2007.

45 Vgl. Werner M. Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein: *Bilder des Elends in der Großstadt (1830–1930)*. In: Dies. 2007 (wie Anm. 44), S. 9–17, hier S. 15.

46 Vgl. Rolf Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt a. M. 1990.

47 Vgl. Pierre Bourdieu (Hg.): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (=edition discours, 9)*. Konstanz 1997; Elisabeth Katschnig-Fasch und Gerlinde Malli (Hg.): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien 2003.

Patrick Champagne betont in seinem Beitrag die Unterschiede zwischen ethnografischer Arbeit und einer journalistischen, vornehmlich Verkaufszahlen gehorchenden Darstellungsweise von Armut. Diese Differenz ist angesichts des gegenwärtigen, stärker ökonomisierten Systems universitärer Wissensproduktion in Frage zu stellen. Patrick Champagne: *Die Sicht der Medien*. In: Bourdieu 1997, S. 75–86.

Folgenden ausführen werde, stellen sie allen voran – sowohl als Leidens- als auch als Rettungsgeschichten – „moralische Erzählungen“⁴⁸ dar.

Subjektmodelle der Bedürftigkeit – Repräsentation von Wohnungssuchenden

In den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* werden großteils Alleinerziehende, Geflüchtete, Großfamilien, Kranke oder Geringverdienende als Bedürftige entworfen, darunter beispielsweise der bereits erwähnte Fuat Izairi, dessen Gehalt trotz doppelter Beschäftigung nicht ausreicht, oder Sarah, die als alleinerziehende Mutter ohne Erwerbsarbeit in einer Obdachlosenunterkunft lebt.⁴⁹ Die LeserInnen erfahren, dass sie seit der Trennung von ihrem Mann Sozialhilfe bezieht, wie einige andere der portraitierten Alleinerziehenden auch. Während die Chancenlosigkeit, adäquaten Wohnraum zu erhalten, in diesen Beispielen an ökonomische Armut gekoppelt wird, portraituren aber viele der vorliegenden Reportagen auch Betroffene, deren Ausstattung mit ökonomischem Kapital im Verhältnis nicht ganz gering ist. Dazu zählt zum Beispiel die schwangere Jenny. „Von wegen Weltstadt mit Herz: In München findet eine junge Frau mit Vollzeitjob keine Wohnung.“⁵⁰ Die Zahnarzthelferin, die bei ihrer Mutter wohnt, wird wie folgt zitiert: „Am Geld scheitert es nicht, auch nicht an interessanten Angeboten [...], aber sobald ich sage, dass ich schwanger bin, kommt die Absage.“⁵¹ Die VermieterInnen würden „haarsträubend[e]“ Begründungen liefern: „Manche meinen, es sei ihnen zu gefährlich, weil ich dann nicht zahlen kann. Andere sagen, dass sich die älteren Leute im Haus gestört fühlen könnten.“⁵² Ähnlich wird

48 Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 187.

49 Vgl. Andrea Uhrig: Alpträum Obdachlosenunterkunft: Junge Mutter (22) im Teufelskreis. Veröffentlicht am 2.12.2016, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0015-alptraum-obdachlosenunterkunft-junge-mutter-22-im-teufelskreis.html> (Zugriff: 20.12.2016).

50 Andrea Uhrig: Zahnarzthelferin Jenny findet keine Wohnung – weil sie schwanger ist. Veröffentlicht am 17.6.2014, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0111-zahnarzthelferin-jenny-24-findet-keine-wohnung-weil-sie-schwanger-ist.html> (Zugriff: 16.8.2016).

51 Ebd.

52 Ebd.

der Ausschluss von Großfamilien aus dem Wohnungsmarkt begründet. So finden Ulf, seine Partnerin und ihre sieben Kinder trotz eines Mietbudgets von 2.500 Euro keine adäquate Bleibe. „Wenn es mal was gibt, dann winken die Vermieter meist gleich ab, wenn sie hören, dass wir sieben Kinder haben.“⁵³ Die AutorInnen der Reportagen beklagen, dass bei Wohnungsvergaben solvente kinderlose Paare bevorzugt werden. Unbegründete Stigmatisierung macht Großfamilien, Alleinerziehende und Geflüchtete, so der Tenor der Texte, zu Opfern einer profitorientierten und rücksichtslosen Wohnungsvergabepaxis.

Kommunikations- und medienwissenschaftliche Analysen der gegenwärtigen Armutsdarstellung kritisieren emotionalisierende Berichte über einzelne Bedürftige: Armut werde, so das Argument, als Problem sogenannter Risiko- oder Problemgruppen vermittelt und auf Stereotype reduziert, ohne sie als gesamtgesellschaftliches, ökonomisch und strukturell bedingtes Problemfeld zu benennen.⁵⁴ Diese Kritik liegt auch im Fall der Reportagen von *Verändere Deine Stadt* nahe – so wiederholen sich die bereits skizzierten Typen von Bedürftigen. Dennoch stehen diese „Menschen, die aus dem Raster fallen“⁵⁵ auch stellvertretend für andere und deren Darstellung verweist gerade auch auf gesellschaftliche Ausschlussmechanismen generell. Dieses Spannungsfeld wird deutlich, wenn man sich die Erzählungen darüber, wie die ProtagonistInnen in ihre prekären Situationen geraten sind, genauer ansieht. Insgesamt ist viel von Schicksalsschlägen – Arbeitsplatzverlust, Krankheit oder Trennung – die Rede. Prekäres Wohnen wird hier nicht systemisch, sondern als individuelles

53 Andrea Uhrig: Plötzlich Großfamilie: wenn Privatsphäre zum Fremdwort wird. Veröffentlicht am 26.2.2016, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0255-ploetzlich-grossfamilie-wenn-privatsphaere-zum-fremdwort-wird.html> (Zugriff: 5.1.2017).

54 „Aber durchgängige Kommentarpaxis ist es, Armut zu zerlegen, sie aufzulösen in Kinder-, Alters-, Migranten-, Langzeitarbeitslosen-, Schwerbehinderten-, Hartz-IV- und Alleinerziehenden-Armut. Frauen sind, das fällt auf, nur als Mütter arm. Armut wird portioniert und Verarmung auf diese Weise nie in einer grundsätzlichen Dimension behandelt.“ Hans-Jürgen Arlt, Wolfgang Storz: Portionierte Armut, Blackbox Reichtum. Die Angst des Journalismus vor der sozialen Kluft. Berlin 2013, S. 6.

55 <http://www.veraendere-deine-stadt.de/?tagid=f68d94b6aaf74d979e6eab4554f0f40d> (Zugriff 4.1.2017).

Problem präsentiert, und dennoch: Mikes Burn-Out⁵⁶, die Trennung der schwangeren Sabrina von ihrem Freund, der eine Abtreibung von ihr verlangte,⁵⁷ oder der plötzliche Tod des Vaters im Fall der siebenköpfigen Familie Koch⁵⁸ erzählen von der Instabilität gesellschaftlicher Positionen allgemein. So wird in den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* der Leserschaft vor Augen geführt, wie rasant sozialer Abstieg funktioniert. Das Hervorrufen von Empathie durch Betonung potenzieller Ähnlichkeiten zwischen Bedürftigen und Rezipierenden benennt die Historikerin Gabriele Lingelbach bei ihrer Analyse von Spendenplakaten in der frühen Bundesrepublik als eine Form des Spendenaufrufs.⁵⁹ „Jeder kann seinen Job verlieren“, meint eine der „Vermieterinnen mit Herz“, die dem arbeitslosen Mike schließlich ihre Wohnung vermietet.⁶⁰ So formulieren die Reportagen Schreckensszenarien und zeichnen gleichzeitig Identifikationsfelder nach: So wie den Bedürftigen kann es Euch, liebe LeserInnen, jederzeit auch gehen.

Dass zwischen den Ängsten von Mittelschichtsangehörigen vor Exklusion und der Skandalisierung der Wohnverhältnisse von armen Schichten ein enger Zusammenhang besteht, sieht der Architekt Michael Klein sowohl historisch als auch gegenwärtig gegeben. Erst wenn Preissteigerungen in den Städten auch die gesellschaftliche Mitte bedrohen, werde die Logik des freien Immobilienmarktes mittels der Darstellung von Bedürftigen angeprangert, obwohl letztere schon lange vom

56 Vgl. Andrea Uhrig: Job weg, Wohnung weg: Obdachloser Pferdepfleger sucht ein neues Zuhause. Veröffentlicht am 23.11.2014, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0137-job-weg-wohnung-weg-obdachloser-pferdepfleger-sucht-ein-neues-zuhause.html> (Zugriff: 16.8.2016).

57 Vgl. N.N.: Hochschwangere klagt: „Vermieter wollen lieber Hunde als Kinder“. Abendzeitung online vom 27.01.2015, <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.wohnungssuche-in-muenchen-hochschwangere-vermieter-wollen-lieber-hunde-als-kinder.b10771e7-ea19-4e23-ad58-d77461f3f7a7.html> (Zugriff 20.12.2016).

58 Vgl. N.N.: Nach dem Tod des Vaters. Großfamilie haust zu siebt auf 51 m². tz online, veröffentlicht am 28.11.2014, <http://www.tz.de/muenchen/stadt/grossfamilie-haust-siebt-meta-4490857.html> (Zugriff: 20.12.2016).

59 Gabriele Lingelbach: Das Bild des Bedürftigen und die Darstellung von Wohltätigkeit in den Werbemaßnahmen bundesrepublikanischer Wohltätigkeitsorganisationen. In: Archiv für Kulturgeschichte, 89/2, 2007, S. 345–365, hier S. 348.

60 Andrea Uhrig: Perfekter Neustart: Wohnung und Job für Pferdepfleger Mike. Veröffentlicht am 10.12.2014, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0145-perfekter-neustart-wohnung-und-job-fuer-pferdepfleger-mike.html> (Zugriff: 5.1.2017).

Ausschluss aus den Großstädten betroffen sind.⁶¹ Dieses Skandalisieren funktioniert in den vorliegenden Reportagen über detaillierte Beschreibungen von zu kleinen Räumen und provisorischer Möblierung. Bilder von schmalen Küchen, zugestellten Schlafzimmern und überfüllten Zahnbürstenbechern illustrieren die Enge in den jeweiligen Unterkünften. „Wir leben hier wie die Ölsardinen mit bis zu vier Personen in einem Zimmer“, meint eine Frau, die mit ihrer neunköpfigen Familie im Obdachlosenheim lebt.⁶² Zudem zeugen Rechenexempel von der Diskrepanz zwischen der Zahl an Wohnenden und dem zur Verfügung stehenden Raum – fünf Personen auf 15 Quadratmetern⁶³ oder zehn Personen auf 80 Quadratmetern.⁶⁴ Die wenigen Zimmer werden mehrfach genutzt, als Schlaf-, Ess-, Kinder- und Wohnzimmer gleichermaßen. Die daraus resultierenden Herausforderungen im Alltag werden in Beschreibungen einzelner materieller Arrangements betont. Die Erzählungen verweisen auf überfrachtete und chaotische Verhältnisse, in denen Räume und Möbel ihre Funktionen ständig ändern. Bei einer Familie wird das Bett der Großmutter tagsüber zum Wickelplatz, die Küchentür dient als Tisch.⁶⁵ Auch die eingangs vorgestellte Familie Izairi hat keinen „richtigen Esstisch“: „Gegessen wird auf der Couch vor dem Fernseher“⁶⁶. Während das Ehebett aus Platzmangel abgebaut im Keller steht, schläft das Paar mit dem älteren Kind auf einem Lager aus Matratzen, die tagsüber gestapelt und verstaubt werden.⁶⁷ Fehlende partnerschaftliche Intimität, umständliche

61 Michael Klein: *When Spectres Return. Wohnungswesen, Wohnreform und die Vorstellung vom guten Wohnen*. In: *Housing the Many. Stadt der Vielen (=dérive. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, 56)*. Wien 2016, S. 4–9. Zur Angst der Mittelschicht vor Verdrängung aus innerstädtischen Räumen siehe Susanne Frank: *Unbehagen der Mitte. Die aktuelle Wohnungskrise und die urbanen Mittelschichten*. In: *RaumPlanung* 169/4, 2013, S. 39–43.

62 Vgl. Andrea Uhrig: *Nach Zwangsräumung: Familie wohnt zu zehnt auf 80 Quadratmetern*. Veröffentlicht am 28.01.2015, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0173-nach-zwangsräumung-familie-wohnt-zu-zehnt-auf-80-quadratmetern.html> (Zugriff: 16.8.2016).

63 Vgl. Andrea Uhrig: *Traum vom neuen Leben endet auf dem Campingplatz*. Veröffentlicht am 16.12.2013, <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0037-traum-vom-neuen-leben-endet-auf-dem-campingplatz.html> (Stand: 16.8.2016).

64 Vgl. Uhrig 2015 (wie Anm. 62).

65 N.N. 2014 (wie Anm. 58).

66 N.N. 2016 (wie Anm. 1).

67 Vgl. ebd.

Arrangements für den Alltag sowie permanent laufende Fernseher werden als Indikatoren defizitärer familiärer Verhältnisse in Szene gesetzt.

Der Verlust von Privatsphäre ist wiederholt Thema, wie die Überschrift „Kaum Platz, keine Rückzugsmöglichkeiten, das führt immer öfter zu Streit“⁶⁸ exemplarisch zeigt. Die Quintessenz bei allen Beispielen lautet: ohne adäquate Wohnung kein gutes Leben. Was ein gutes Leben ausmacht, wird im Spiegel der Erzählungen von Prekarität deutlich: ausreichend Platz, Ordnung, klar zugewiesene Möblierung, Ruhe, Familie und Privatsphäre. Die bürgerliche Prägung dieser Wohnnormen ist mit Blick auf historische Entwicklungen von Wohnleitbildern offensichtlich.⁶⁹ In den Texten wird eine kulturelle Ordnung wirkmächtig, die definiert, was gutes Wohnen bzw. Leben ausmacht und was nicht. Dementsprechend verdichten sich in den Erzählungen desolante Konstellationen, die von sozialen Konflikten, Tristesse und geringer Lebensqualität zeugen. So auch im Fall einer arbeitslosen Mutter, die sich nach der Trennung von ihrem Mann mit ihren zwei jugendlichen Kindern ein Zimmer in einer Obdachlosenunterkunft teilt: „Selbst wenn draußen die Sonne scheint, ist es in dem kleinen Zimmer dunkel, es ist nicht viel größer als eine Gefängniszelle. Den ganzen Tag brennt das Neonlicht, meist läuft der Fernseher. Es ist ein trostloses Leben, das Efterpi aus Griechenland mit ihren beiden Kindern führt.“⁷⁰ Die Teenager wollen keine FreundInnen nach Hause einladen, weil sie sich schämen. Die Mutter fühle sich „antriebslos“ und „ausgeliefert“. „Diese Situation macht mich so furchtbar traurig. [...] Es ist ein Teufelskreis“, erzählt die Alleinerziehende und nimmt liebevoll ihre Tochter in den Arm. „Manchmal wünschen wir uns, dass wir einschlafen und erst wieder aufwachen, wenn wir etwas gefunden haben.“⁷¹ Diese Passage betont die Ausweglosigkeit der Situation, die Verzweiflung der

68 Uhrig 2015 (wie Anm. 62)

69 Vgl. Hartmut Häußermann, Walter Siebel: *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens (=Grundlagentexte Soziologie)*. Weinheim u. a. 2000, S. 85–102.

70 Andrea Uhrig: *Zimmer Nummer 1008: Hier lebt eine Familie auf zwölf Quadratmetern*. In: *Abendzeitung*, Nr. 95/17, 25.04.2015, S. 3.

71 Ebd.

Betroffenen, die Belastung für ihre Psyche und ihr Gekettet-Sein an einen Ort, der ein respektables Leben unmöglich zu machen scheint.⁷²

Mit dem Begriff Respektabilität benennt der Soziologe Michael Vester eine „Trennlinie“, die „unterprivilegierte“ Milieus von „respektablen Volks- und Arbeitnehmermilieus“ unterscheidet.⁷³ Die Europäische Ethnologin Anna Eckert nutzt in ihrer Studie zu Langzeiterwerbslosigkeit den Begriff in einer praxeologisch ausgerichteten Perspektive und zeigt, wie AkteurInnen in ihrem Alltag versuchen Respektabilität herzustellen, beispielsweise durch das Sorgen um Körper und Gesundheit⁷⁴ sowie das Haushalten mit den eigenen finanziellen Mitteln: die Ablehnung von Kredit und die „Reduktion auf das Nötigste“⁷⁵. Auch „bildungsbürgerliche Praktiken“⁷⁶, wie das Finanzieren von Patenkindern oder das Abonnieren einer Zeitung, beschreibt Eckert als Praxen, mit denen der Alltag und das Selbst gestützt werden. Die Reportagen von *Verändere Deine Stadt* erzählen wiederkehrend vom „Mithalten“ mit den Standards der respektablen Arbeitnehmermitte⁷⁷ seitens der Wohnungssuchenden, beispielsweise wenn Fuat Izairi über seine beiden Anstellungen als Reinigungskraft sagt: „Mir macht das Arbeiten sehr viel Spaß [...], aber es reicht immer noch nicht, um eine größere Wohnung zu bekommen.“⁷⁸ Die Figuren des tapferen Familienvaters, der gehorsamen Arbeitssuchenden oder der liebevollen und an der Schulbildung der Kinder interessierten Mutter versinnbildlichen die Bemühungen der präsentierten

72 „Mit Kapitallosigkeit kulminiert die Erfahrung der Endlichkeit: an einen Ort gekettet zu sein.“ Pierre Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume (=Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge, 2). Frankfurt a. M. 1991, S. 25–34, hier S. 30.

73 Michael Vester: Der Kampf um soziale Gerechtigkeit. Zumutungen und Bewältigungsstrategien in der Krise des deutschen Sozialmodells. In: Heinz Bude, Andreas Willis (Hg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg 2006, S. 243–293, hier S. 268.

74 Anna Eckert: Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit. Berlin [im Druck], S. 126–128.

75 Ebd., S. 115.

76 Ebd., S. 142.

77 Michael Vester: Soziale Milieus und politische Lager: Woher stammt die Kluft zwischen den Elitendiskursen und den Alltagsdiskursen über soziale Gerechtigkeit? Interview mit Michael Vester. In: Denkwerk Demokratie (Hg.): Sprache. Macht. Denken. Politische Diskurse verstehen und führen. Frankfurt a. M., New York 2004, S. 63–85, hier S. 73.

78 N.N. 2016 (wie Anm. 1).

Bedürftigen, ihr Leben im bürgerlich-normativen Sinne gut zu führen. Tugenden wie Sorgfalt, Geduld und Genügsamkeit untermalen ihre gesellschaftliche Integrität. „Große Ansprüche hat Sarah nicht: Zwei Zimmer, egal ob mit oder ohne Balkon und egal in welchem Stockwerk oder Stadtteil.“⁷⁹ Die Alltagsorganisation einer Großfamilie wird besonders ausführlich thematisiert: „Um nicht im Chaos zu versinken, wird bei der Großfamilie immer sofort alles aufgeräumt. Schuhe und Kleidung hat jeder dort, wo er schläft. Die Waschmaschine läuft sechsmal am Tag, im Kühlschrank hat jeder Erwachsene ein eigenes Fach.“⁸⁰ Obwohl die Zumutungen des Platzmangels textuell betont werden, verweisen die Erzählungen von bemühten und zum Teil auch erfindungsreichen Wohnungssuchenden dennoch auf ihre Handlungsmacht. Die potenzielle Destabilisierung des Alltags durch die Mangelsituation wird durch spezifische Techniken abgemildert, das Chaos im Zaum gehalten.

Ordentlichkeit, Fleiß und Solidarität untereinander werden als Charakteristika der Bedürftigen präsentiert, um, in Vesters Worten, „nicht völlig aus dem gesellschaftlichen Respekt herauszufallen“.⁸¹ Auffällig ist auch die Darstellung der aus Syrien geflohenen Familie Hasan, die in einer Obdachlosenunterkunft lebt. Die Familienangehörigen scheinen sehr bemüht, sich in Deutschland ein Leben aufzubauen. Der Vater, der sich ein Vorbild an seinem bereits in Deutschland lebenden Bruder nimmt, meint: „Ich möchte mich so schnell wie möglich verständigen können und dann arbeiten.“⁸² Die Töchter beugen sich „über die Hefte. Sie wollen schnell die neue Sprache lernen, schnell Freunde finden.“⁸³ Hier werden Bilder von beflissenen, integrationswilligen MigrantInnen entworfen. Gemäß diesen Standards der Respektabilität werden die Bedürftigen als vertrauenswürdige MieterInnen in Szene gesetzt. Diese Art der Repräsentation der „würdigen Armen“⁸⁴ widerspricht verbreiteten Stereotypen von faulen und unordentlichen Hartz-IV-EmpfängerInnen sowie undankbaren, nicht integrierbaren MigrantInnen. Durch diese Gegen-Narrative betonen die Reportagen die Ungerechtigkeit des Ausschlusses der Portraitierten und formulieren einen moralischen Appell.

79 Uhrig 2013 (wie Anm. 49).

80 Uhrig 2015 (wie Anm. 62).

81 Vester 2004 (wie Anm. 77), S. 73.

82 Andrea Uhrig: Großfamilie auf Wohnungssuche. In: Abendzeitung, Nr. 299/53, 29.12.2015, S. 5.

83 Ebd.

84 Bergmann 1984 (wie Anm. 43).

Subjektmodelle des Helfens – Repräsentationen von Wohltätigen

Neben der bereits genannten Betonung potenzieller Ähnlichkeit, benennt Gabriele Lingelbach die Betonung von Differenz zwischen Bedürftigen und Rezipierenden als zweite Strategie des Spendenaufrufs.⁸⁵ Sie schreibt: „Unter der Voraussetzung, dass sein Wertesystem eine Vorstellung von Gerechtigkeit beinhaltete, fühlte sich der Betrachter durch diese Gegenüberstellung unangenehm berührt – ein schlechtes Gewissen entstand. Dieses aber konnte, so die Werbebotschaft, durch wohlträti- ges Handeln beruhigt, ein Selbstbild moralischer Integrität auf Seiten des Gebenden hergestellt werden.“⁸⁶ Welche Ideen von Gerechtigkeit und mögliche moralische Auswege in den Reportagen präsentiert werden, lässt sich durch eine Analyse der Videos und Artikel über geglü- ckte Wohnungsvermittlungen verdeutlichen.

Der schwangeren Zahnarzthelferin Jenny nimmt sich die städti- sche Wohnbaugesellschaft Gewofag an. In einem online veröffentli- chen Video ist zunächst Geschäftsführer Sigismund Mühlbauer in Anzug und mit der *tz* in der Hand an seinem Schreibtisch zu sehen: „Ich habe die Zeitung gelesen und habe den Artikel über die Jenny gelesen und ich dachte mir, das kann doch nicht wahr sein, dass eine werdende Mutter Probleme hat eine Wohnung zu finden. Ich hab selbst zwei Kinder und ich weiß, wie schwierig diese Situation ist.“⁸⁷ Sein Kollege Karl-Michael Dengler sagt im Anschluss: „Als Herr Mühlbauer dann zu mir kam, war mir sofort klar, hier müssen wir helfen.“⁸⁸ Im Video ist zu sehen, wie Jenny mit ihrem Neugeborenen auf dem Arm den beiden Männern die Türe öffnet. Diese halten ein Plüschtier für das Kind in den Händen und lachen die Frau an. Sie lacht zurück. Dazu hört man Denglers Stimme aus dem Off: „Und wenn wir ihr die Sorge nehmen konnten, dann haben wir, glaube ich, eine gute Tat vollbracht.“⁸⁹ Das Video präsentiert Subjekt- codes des ethischen Handelns: Empörung ob des ungerechten Ausschlus- ses, persönliche Betroffenheit durch Identifikation, Eingreifen und gutes

85 Vgl. Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 348.
86 Ebd.
87 Verändere Deine Stadt: Initiative hilft Menschen in Not bei der Wohnungssuche. <http://news.veraendere-deine-stadt.de/videos> (Zugriff: 25.5.2016), Transkription durch die Autorin.
88 Ebd.
89 Ebd.

Tun. Hier schließt sich der Kreis zur Positionierung von Immowelt: Diese Darstellung der Gewofag-Geschäftsführer verweist auf die Ökonomisierung von Moral, können sie doch ihr am Allgemeinwohl orientiertes Engagement hier sichtbar machen und zur Imageaufbesserung nutzen.

Einige der Wohnungsvermittlungen gehen auf eine Maklerin zurück, die in den Reportagen ausführlich portraitiert wird. „Für viele ist die Maklerin [...] ein Engel: Die Münchnerin hat sich auf Menschen in Not spezialisiert. Und sie tut weit mehr als Wohnraum zu vermitteln. Sie unterstützt ihre Kunden bei Behördengängen und sogar bei der Jobsuche. Für viele ist die engagierte 52-Jährige eine Heldin.“⁹⁰ Die Geschäftsfrau bringt beispielsweise Familie Hasan mit einer Villenbesitzerin zusammen, die explizit an Ärmere vermieten möchte.⁹¹ „Es ist einfach schön zu helfen. Und die Menschen sind unendlich dankbar“,⁹² wird die Maklerin zitiert. Aufgrund ihres sozialen Engagements kenne man sie mittlerweile in München. Sie schafft sich durch ihre Hilfeleistungen symbolisches Kapital. Durch ihr karitatives Engagement wird sie als exzeptionelle Maklerin, die sich der Logik ihrer Branche widersetzt, und allgemein als moralisches Vorbild präsentiert. Andreas Reckwitz beschreibt ein ideales Subjektmodell in der jeweiligen Subjektkultur als „ein attraktives, begehrtes Objekt [...], als ein Ideal-Ich gelungener Subjektivität, in dem der Einzelne sich spiegeln und bestätigen kann und dessen Repräsentation das Handeln motiviert“⁹³. Auf der Fotografie, die ein Portrait der Maklerin auf einer Internetseite illustriert, sieht man sie zufrieden lächeln.⁹⁴ Die Figur lässt sich als Subjektmodell innerhalb einer fürsorgenden und gemeinwohlorientierten Subjektkultur der mittleren und privilegierten Milieus interpretieren.⁹⁵

90 Andrea Uhrig: Maklerin kämpft für Menschen in Not – und sucht dringend Wohnungen. Veröffentlicht am 17.12.2013. <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0029-maklerin-kaempft-fuer-menschen-in-not-und-sucht-dringend-wohnungen.html> (Zugriff: 17.1.2017).

91 Vgl. Andrea Uhrig: Familie happy: Umzug vom Obdachlosenheim in eine alte Villa. Veröffentlicht am 7.3.2016. <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0257-familie-happy-umzug-vom-obdachlosenheim-in-eine-alte-villa.html> (Zugriff: 5.1.2017)

92 Uhrig 2013 (wie Anm. 90).

93 Reckwitz 2006 (wie Anm. 9), S. 46.

94 Uhrig 2013 (wie Anm. 90).

95 Michael Vester sieht in den von ihm in Anlehnung an Pierre Bourdieus Sozialraum-analyse erarbeiteten Milieus jeweils verschiedene Arten der gesellschaftlichen Beziehungsmuster. Der bildungsbürgerlichen Traditionslinie schreibt er demnach Dienst

Die dramaturgische Form folgt einer gängigen Abfolge von emotionalisierender Problemdarstellung und darauffolgender Problemlösung. Das Drama wird zur „Rettungsgeschichte“⁹⁶. Handlungsführend sind dabei neu Hinzukommende, die den in Not Geratenen aus ihrer Misere helfen. Im Fall von Efterpi und ihren beiden Kindern tritt eine Maklerin als Retterin auf. Ihr haben die drei es „zu verdanken“, dass sie „endlich aus der furchtbaren Enge entfliehen“⁹⁷ konnten. Die Maklerin, die sozial geförderte Objekte des Unternehmens in München vertritt, stieß über die Immowelt-Initiative auf das „Schicksal der Alleinerziehenden und ihrer Kindern“. Sie habe „sofort“ gewusst: „Für die drei habe ich genau die passende Wohnung.“⁹⁸ Mit dem Erzählen einer unmittelbaren, quasi instinktiven Reaktion wird betont, dass die Maklerin sich der ethischen Codes sicher ist. Auch zu dieser Vermittlung ist ein Video auf der Homepage von *Verändere Deine Stadt* veröffentlicht. Darin ist Efterpi beim Kistenschleppen und hinter dem Steuer eines Umzugslastwagens zu sehen. Später steht sie mit ihren Kindern und der Maklerin vor der neuen Wohnung. Diese überreicht die Schlüssel und wird stürmisch von der Alleinerziehenden umarmt.⁹⁹ Im dazugehörigen Text heißt es: „Die Mutter und die beiden Teenager konnten ihr Glück kaum fassen. Gleich mehrfach fällt die Griechin der blonden Maklerin bei der Schlüsselübergabe um den Hals und auch die Kinder strahlen um die Wette.“¹⁰⁰ Hier steht weniger die Reflexion des eigenen Tuns seitens der helfenden Maklerin im Fokus, sondern die Bekundungen von Dank durch die Bedürftigen.

am Gemeinwohl und kulturelle Hegemonie zu sowie der ständisch-kleinbürgerlichen Traditionslinie ein Patron-Klient-Muster, also die Vorstellung von Loyalität gegen Fürsorge. Vester 2006 (wie Anm. 73), S. 270 f.

96 Martina Lüdicke: Rettung. In: Kurt Ranke, Rolf Brednich u. a. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung 11. Berlin 2003/4, Sp. 600–608.

97 Andrea Uhrig: Zu dritt auf zwölf Quadratmetern – Jetzt hat’s ein Ende. In: Abendzeitung, Nr.133/24, 13.06.2015, S. 8.

98 Ebd.

99 Vgl. *Verändere Deine Stadt*: Happy End für alleinerziehende Mutter nach verzweifelter Wohnungssuche. Veröffentlicht am 12.6.2015. <http://news.veraendere-deine-stadt.de/muenchen/menschen-in-not/artikel/0213-raus-aus-der-obdachlosigkeit-alleinerziehende-mutter-hat-endlich-wieder-eine-wohnung.html> (Zugriff: 3.1.2017).

100 Uhrig 2015 (wie Anm. 97)

Im Jahr 1908 schrieb Georg Simmel zu Wohltätigkeit: „Im extremsten Fall verschwindet der Arme als berechtigtes Subjekt und Interessenszielpunkt vollständig, das Motiv der Gabe liegt ausschließlich in der Bedeutung des Gebens für den Gebenden.“¹⁰¹ Diesen Aspekt hat Gabriele Lingelbach im Rahmen ihrer Studie als zunehmend gewichtig in den Strategien des Spendenappells analysiert. „Das rhetorische Element, das den Betrachter zur Gabe überreden sollte, bezog sich auf den [...] Dank des Bedürftigen, an dem der Betrachter teilhaben könne, gäbe er eine Spende.“¹⁰² Wie nach Lingelbach die WerberezipientInnen seit den 1950er Jahren in den Fokus der Spendenplakate rücken,¹⁰³ steht das Subjektmodell der tatkräftigen, ethisch auftretenden Helfenden im Mittelpunkt der Rettungsgeschichten von *Verändere Deine Stadt*. Durch die positive Würdigung der MaklerInnen oder VermieterInnen, die helfen, wird das Engagieren für Wohnungssuchende als erstrebenswerte Geste entworfen. In diesem Sinne können auch die Rettungsgeschichten von *Verändere deine Stadt* als Hilfeaufrufe gedeutet werden, sie sollen ebenso zur Unterstützung der Wohnungssuchenden aufrufen wie auch die vorangehende Darstellung ihrer problematischen Lebensverhältnisse und guten Absichten. Hermann Bausinger schreibt mit Blick auf die Gattung des Beispiels bzw. Exempels, dass diese immer mit einem moralischen Appell enden. Vielleicht sind die analysierten Texte in diesem Sinne weniger explizit, aber nicht weniger konkret: Auch sie formulieren eine „applicatio moralis, die nicht mehr nur Erklärung des Vergangenen, sondern – stillschweigend oder ausgesprochen – auch Appell für die Zukunft ist.“¹⁰⁴

101 Georg Simmel: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (=Georg Simmel Gesamtausgabe, 11), Hg. von Oliver Rammstedt, Frankfurt a. M. 1992 [EA 1908], S. 516. Neuere Ansätze zu Wohltätigkeit und Dankbarkeit mit Bezug auf Simmel und Mauss sind aus soziologischer Perspektive zusammengefasst zu finden in Frank Adloff, Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität (=Theorie und Gesellschaft, 55). Frankfurt a. M., New York 2005.

102 Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 352.

103 „[D]ie plakatgestaltenden Organisationen bemühten sich, den Werbungsrezipienten zu überzeugen, indem sie [...] ihn in seinen Interessenslagen und Bedürfnisstrukturen wahr- und ernstnahmen.“, Lingelbach 2007 (wie Anm. 59), S. 351.

104 Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie“. Berlin 1980 [EA 1968], S. 212.

Moralische Anrufung – Zur Hilfeleistung für würdige Arme

Resümierend lassen sich drei zentrale Punkte in der Analyse der Reportagen ausmachen. Erstens funktioniert die moralische Problematisierung des Wohnungsmarkts über die Darstellung von „würdigen“ Armen, die sich an den Respektabilitätsstandards der gesellschaftlichen Mitte orientieren. Die Bedürftigen sind gesellschaftlich stigmatisiert, was ihre Chancenlosigkeit auf dem Wohnungsmarkt begründet. Die Texte verweisen die LeserInnen darauf, dass die Portraitierten ein gesellschaftlich anerkanntes Leben führen wollen: Arbeit finden, geregelte Familienverhältnisse schaffen, „sich integrieren“. Doch – so die Botschaft – sie verfügen nicht über ausreichend Kapital, um ihre Situation zu Zeiten steigender Mietpreise selbst zu bestimmen. In ihre missliche Lage sind sie unverschuldet geraten und von Schicksalsschlägen gebeutelt, die grundsätzlich jeden und jede treffen können. Die Handlungsfähigkeit der Bedürftigen scheint bis auf wenige Szenen des erfindungsreichen Umgangs mit der Mangelsituation eingeschränkt, sie sind auf das Wohlwollen von UnterstützerInnen angewiesen: Die Rettung durch andere ist der einzige Ausweg. Die Reportagen portraittieren damit Arme, die erstens Hilfe brauchen und zweitens dieser auch würdig sind. Rolf Lindner führt historisch wiederkehrende Einteilungen in „deserving“ und „undeserving poor“ auf den Sozialforscher Charles Booth zurück, der Anfang des 19. Jahrhunderts eine „moralische Klassifizierung des Sozialen“¹⁰⁵ vorgenommen habe, die sich gegenwärtig rehabilitiere. Vor dem Hintergrund der wiederkehrenden Verzahnung von sozialen und moralischen Kategorien aus dem 19. Jahrhundert konstatiert Lindner in Bezug auf die gegenwärtige Thematisierung von Erwerbslosigkeit: „Die Scheidelinie in der Klassifikation der armen Bevölkerung bildete also nicht nur die Höhe und Regelmäßigkeit der Arbeitseinkünfte, sondern auch und vor allem die moralische Dimension, die sich in der Bereitschaft und Fähigkeit artikuliert, regelmäßig zu arbeiten.“¹⁰⁶ Die vorliegenden Reportagen betonen diesbezüglich vor allem die Ordentlichkeit der Bedürftigen, ihre Integrationsbereitschaft sowie ihre Bescheidenheit. Der moralische Appell in

105 Rolf Lindner: ‚Unterschicht‘ – Eine Gespensterdebatte. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.): *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ‚Armen‘ in Geschichte und Gegenwart* (=Edition Parabasen, 8). Freiburg i. B., Berlin, Wien 2008, S. 9–17, hier S. 15.

106 Ebd., S. 13.

den Reportagen gründet auf der Darstellung von im normativ-bürgerlichen Sinne tugendhaften Notleidenden.

Zweitens sind die Reportagen als Anrufungen zur ethischen Subjektivierung und Ausbildung entsprechender Selbsttechniken zu verstehen. Die engagierte Maklerin oder die barmherzige Vermieterin orientieren sich an moralischen Prinzipien und vermitteln mögliche ethische Positionen im Rahmen gegenwärtiger Immobilienmarktlogiken. Michel Foucault stellt in seiner Studie zu Sexualität und Selbsttechniken die These auf, dass eine umfassende „moralische Beunruhigung“ gerade in jenen Bereichen eintritt, in denen „keine Verpflichtung und kein Verbot“¹⁰⁷ vorherrschen, in denen keine Gesetze oder Sanktionsmechanismen richtiges und falsches Handeln bestimmen. In Bezug auf Sexualität verortet er diesen Bereich in der männlichen Lust. Die Moral spreche dabei „die Verhaltensweisen an, in denen sie [die Männer, Anm. d. Autorin] gerade von ihrem Recht, von ihrer Macht, von ihrer Autorität und von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen haben“¹⁰⁸. Bezogen auf Praktiken der Wohnungsvergabe, ist deutlich, dass bei einer relativ ungehemmten Wertsteigerung von Grund und Immobilien im Stadtgebiet die ProfiteurInnen einer kapitalistischen Ausrichtung des Marktes weitgehende Freiheiten besitzen. Zwar existiert im Praxisfeld der Vergabe von Wohnraum ein komplexes Regelwerk, diesem sprechen verschiedene BeobachterInnen aber insgesamt wenig regulierende Wirkung zu.¹⁰⁹ Der Mietmarkt ist trotz der gegenwärtigen Versuche staatlicher Einflussnahme ein Feld, in dem diejenigen, die ihr ökonomisches Kapital einsetzen können, kaum an Grenzen ihres Handelns stoßen. Aus dieser Erfahrung einer relativen Machtkonzentration und angesichts einer exkludierenden Wirkung dieses Kräfteverhältnisses formiert sich eine, in Foucaults Worten, „ethische Sorge“¹¹⁰, die vor allem von Angehörigen der Mittelschicht geäußert wird. Man findet die Sorge beim Abendessen im Freundeskreis, auf den Zeitungsständen und – in großem Stil – in akademischen Debatten, die vor dem Ausverkauf der Stadt ebenso warnen wie vor der Eigendynamik des freien Marktes, die das Leben in unseren Städten zerstören könnte. Weder Stadt noch Staat wird zugetraut, sich regulierend in die

107 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 17.

108 Ebd., S. 33.

109 Vgl. Andrej Holm: Mietenwahnsinn. Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert. München 2014.

110 Foucault 1993 (wie Anm. 10), S. 17.

Prozesse einzuschalten. Die „moralische Aufmerksamkeit“¹¹¹ kommt im Alltag ebenso wie in den analysierten Reportagen dem wirtschaftlichen, am eigenen Nutzen und der Gewinnmaximierung orientierten Handeln von InvestorInnen, HauseigentümerInnen und MaklerInnen zu. Ein Spektrum sogenannter Moralcodes eröffnet dann, weiter mit Foucault gedacht, einen Möglichkeitsraum für ethische Subjektivierungen, also „verschiedene Arten, moralisch ‚sich zu führen‘, verschiedene Arten für das handelnde Individuum, nicht bloß als Agent, sondern als Moralsubjekt jener Aktion zu operieren“¹¹². Moralcodes, die nicht zwingend „ausdrücklich in einer zusammenhängenden Lehre“ formuliert sein müssen, sondern auch „in diffuser Weise übermittelt werden“¹¹³, etablieren sich gegenwärtig auch im Sprechen über Vermietungs- und Wohnungsvergabepraktiken: Verschiedene Stimmen rufen zur Mäßigung des Drangs nach Gewinnmaximierung auf, zur Achtung der Mitmenschen und einer gerechten Vergabepaxis von Wohnraum, um alte Viertelstrukturen zu erhalten und die Stadt als Lebensraum für alle zu sichern. Diese Mahnungen kommen zumeist von Angehörigen der Mittelschicht, deren Angst um die eigene Wohnsituation in München häufig mit der Anteilnahme mit Ausgeschlossenen einhergeht.¹¹⁴ Eine solidarische Haltung wird auch in den Reportagen von *Verändere Deine Stadt* formuliert. Damit beschreiben die Reportagen nicht nur ideale gesellschaftliche Organisationsformen, sondern konkretisieren bestimmte Handlungsmodi. Die Texte erscheinen wie Anrufungen zur Ausbildung von Selbsttechniken. Dass moralisierende Argumentationsweisen AkteurInnen in ihren jeweiligen Feldern wiederum Vorteile verschaffen können, zeigt, dass die regulierte Praxis, die moralisch argumentierte Zurückhaltung, auch Kapital schafft.

Drittens verweist die zugrundeliegende Argumentation der Reportagen auf Vorstellungen davon, wie soziales Gleichgewicht in einer wohlhabenden Stadt hergestellt werden kann. Die Reportagen verarbeiten sowohl die Sorge um den Ausverkauf der Stadt als auch den

111 Ebd., S. 17.

112 Ebd., S. 34.

113 Ebd., S. 36.

114 Vgl. Johannes Moser: „Gentle fication“ – Ein Kunst- und Aktivistennetzwerk befördert Debatten über die urbane Wohnraumproblematik. In: Markus Tauschek (Hg.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens. Münster, New York 2017, S. 183–194; Frank 2013 und Klein 2016 (wie Anm. 61).

zugehörigen Ausweg aus der schlechten Situation – die Anteilnahme. Mag die Darstellung der Bedürftigen durch ihre stellvertretende Position nicht zwangsläufig individualisierend sein, die Darstellung der Rettenden ist es sehr wohl. Die Initiative *Verändere Deine Stadt* sucht Lösungen geringer Reichweite für die Wohnungsnot. Während viele der Elendsdarstellungen um 1900 den Zweck hatten, ein Bewusstsein in der Öffentlichkeit für die sozialen Missstände zu schaffen, und dabei sicher philanthropisch, aber auch über individuelle Hilfsleistungen hinausgehend argumentierten, beziehen sich die untersuchten Reportagen kaum auf politische oder rechtliche Konsequenzen, die zur Linderung der prekären Verhältnisse nötig wären. Sie bleiben bei der Anrufung von auf einzelne Notlagen bezogenen, individuellen Hilfsleistungen stehen. Der Rahmen der Hilfe verläuft informell und hierarchisch zwischen gesellschaftlichen Schichten, der Sozialstaat stellt keine rahmende und verlässliche Größe dar. Die Finanzialisierung des Wohnens wird nicht als systemisches Problem herausgearbeitet, Eigentumsverhältnisse bleiben unhinterfragt. In der dargestellten Beziehung zwischen Helfenden und Bedürftigen schreibt sich die soziale Kluft in der Gesellschaft, die am Beispiel der städtischen Wohnungsmärkte derzeit besonders offensichtlich ist, weiter fort.

Laura Gozzer, On the Edge of the Munich Housing Market. Subject Models and Moral Appeals in Journalistic Narratives on the Search for Housing

Based on a series of articles about the housing shortage in Munich, this article uses media analysis techniques to look at the ways in which current housing prices and housing allocations are problematized in the press. Through denouncing profit-oriented practices in allocation, creating a scandal around precarious housing conditions, referring to those in need with empathy and showcasing charitable role models, the social reportage analysed here represents the discursive practices of a moral appeal.

